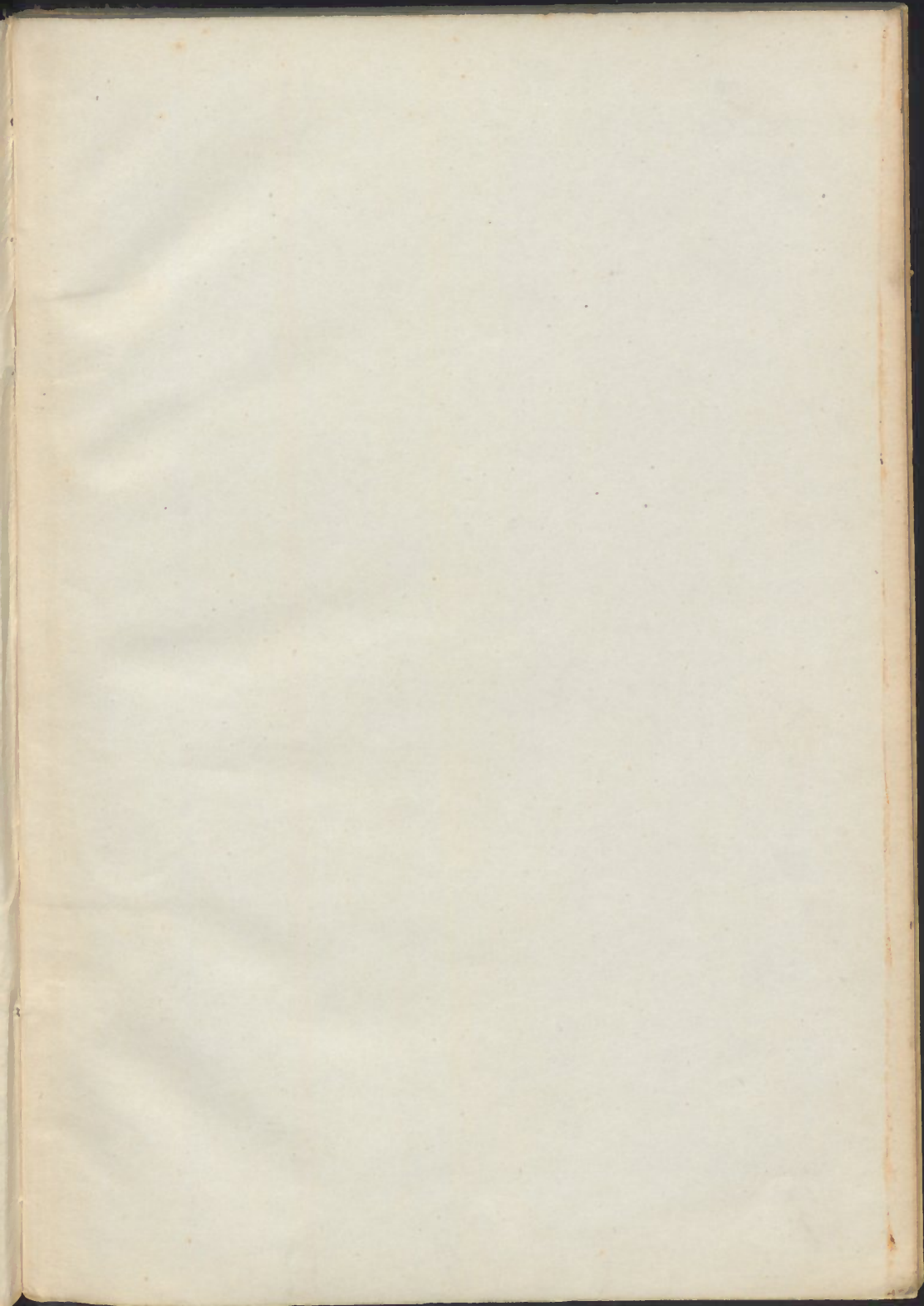


1920 I

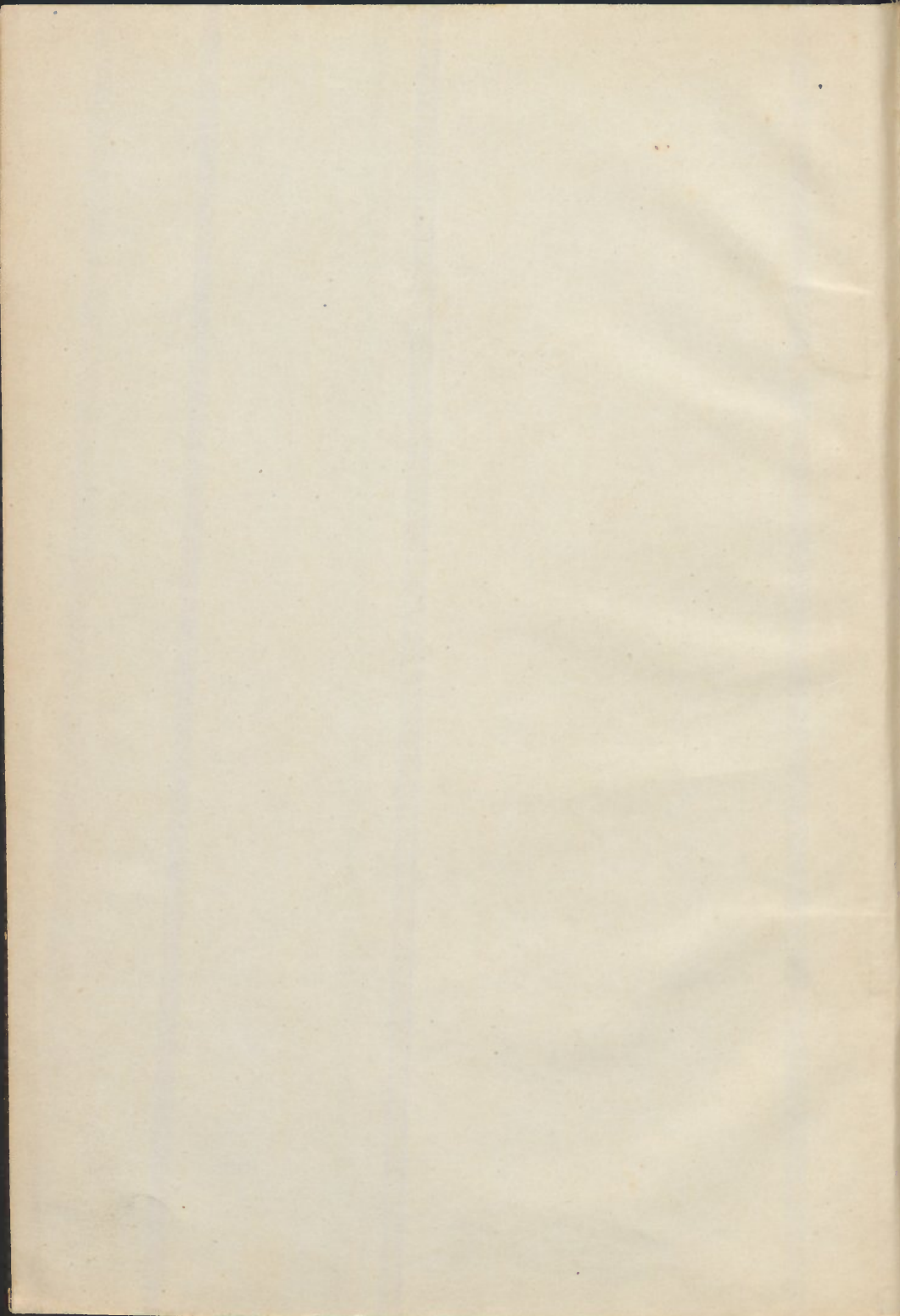
689



1928 I 689







# Drei Sociale Fragen

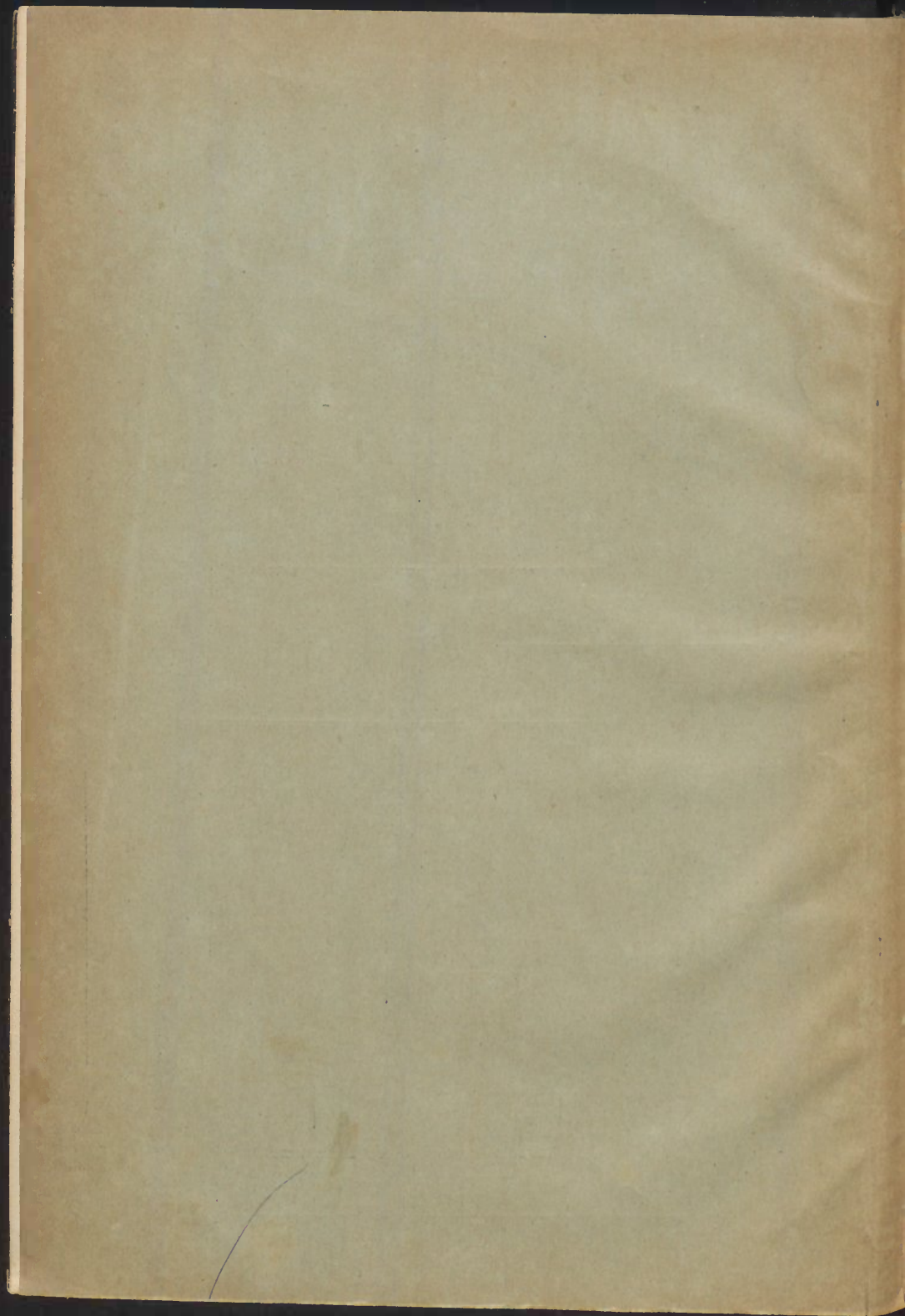
unser  
Landvolk betreffend:

Landesversorgungsämter,  
Armenbeschäftigung,  
Krankenpflege auf dem Lande,

aus dem Leben beantwortet  
von  
Hermann Faulhaber,  
Pfarrer.

—\* III. Auflage. \*—

Schw. Hall.  
Verlag der Buchhandlung für Innere Mission.  
1893.





# Drei sociale Fragen

unser  
Landvolk betreffend:

Landesversorgungsämter

Armenbeschäftigung

Krankenpflege auf dem Lande

aus dem Leben beantwortet

von

**Hermann Faulhaber**

Pfarrer.



**Schw. Hall**

Verlag der Buchhandlung für Innere Mission.

1893.

## Vorwort.

In der nachfolgenden Broschüre werden drei Fragen besprochen, von denen die erste mehr politischer Natur ist, während die zweite eine humanitäre Bestrebung, die dritte ein christliches Liebeswerk betrifft. Alle drei gelten der Hauptsache nach der Fürsorge für unsere ländliche Bevölkerung und es wäre dem Verfasser eine große Genugthuung, wenn ihm gelänge, ihr gerade das Interesse Vieler zuzuwenden.





## I.

**S**chön Wetter heute!“ „Immer schön Wetter!“ hört man den Städter oft sagen, wenn der lachende blaue Himmel und der helle Sonnenglanz ihn erfreut; aber dem Landmann geht bei solchen Worten oft ein Stich durchs Herz über dem „Unverstand“, wenn er immerfort auf Regen wartet und keiner kommt. Was war das nun aber vollends in der ganzen Zeit so grenzenloser Dürre, wie dieser Sommer 1893 sie gebracht hat, wo der Landmann tagtäglich nach Regen ausschaute und Woche um Woche die grausam wachsende Futternot vor sich sah!

Ich nehme es den Zeitungen, den Stimmen der öffentlichen Meinung, ein wenig übel, daß sie denn doch erst von dem an, als die Not schon aufs allerhöchste zu steigen begann, mehr als in allgemeinen Ausdrücken und summarischen Berichten über die „Notlage der Landwirtschaft“ redeten. Es hätte gar nichts geschadet, man hätte nicht erst zu allerletzt, sondern schon von Anfang an ganze Spalten gefüllt mit Einzelschilderungen der grenzenlos einherwachsenden Bedrängnis unserer Landbevölkerung. Das Schreien der hungernden Tiere in den Ställen Tag und Nacht, die völlige Unmöglichkeit, ihnen genügend Futter zu verschaffen irgendwie und irgendwoher, die unerschwingliche Steigerung der Futterpreise, dabei die gänzliche Entwertung des Viehes, das an vielen Orten niemand mehr kaufte, niemand abholte und das man oft nicht einmal mehr zu Markt treiben konnte, das einzelne in Verzweiflung einfach stehen oder wild laufen lassen, und dessen geschlachtetes Fleisch selbst in ganz armen Gemeinden in Ueberfülle vorhanden war und wertlos verdarb, — nein, niemals haben wir solch grenzenlose bis zur Verwirrung gesteigerte Not im letzten Halbjahrshundert erlebt. Bitter, sehr bitter frugen da oft die ruhigsten Leute: Warum hilft uns denn der Staat nicht? Weiß denn die Regierung gar nicht, wie verzweifelt es bei uns steht? — Was Wunder, daß die Sozialdemokraten gewonnenes Spiel zu haben glauben. Sie jubeln auch



laut in solchen Zeiten. „So muß es kommen, und nur noch schlimmer,“ heißt es bei ihnen. „Alles muß zu Grunde gehen, dann erst werden die Leute gescheidt, baldier nicht!“

Daß die allermeisten Regierungsbeamten vom besten Willen zu helfen beseelt sind, wissen wir alle. Es hat nie eine Zeit gegeben, wo es mehr wohlwollende, für unser Volk warmfühlende Beamte und Regierungsmänner gegeben hätte, als gerade gegenwärtig. Aber viele Beamte stehen dem Volk bei weitem zu fern, um regelmäßig persönlich Einsicht zu nehmen; sie lassen sich wohl berichten, sie hören auch teilnehmend die Klagen der Einzelnen an, aber sie gehen nicht selber unter das Volk und sehen nicht selber öfters nach; sie haben vor lauter Schreiberei die Zeit gar nicht dazu, um ganz und zeitig alles zu sehen, was not thut. Die bureaukratische Eingliederung und Unterordnung thut auch das ihre dazu. Da ist es dann in solchen Zeiten, wo eine besondere Not ins Land kommt, ein Fragen und Berichten von unten nach oben, ein Beraten und Erhebungenmachen von oben nach unten, bei manchen Beamten mit bureaukratischem Sinn auch ein Zuwarten und Aufeinanderwarten, manchmal auch hier ein Anordnen und dort ein Festlegen der Anordnungen, so daß, ins ganze betrachtet, denn doch viel zu wenig wirklich Thatsächliches und Thatkräftiges herauskommen kann und jedenfalls viel zu spät die Hilfe kommt, während längst etwas hätte geschehen müssen, wenn überhaupt gehörig geholfen werden sollte. Das ist nicht die Meinung Mißvergnügter, sondern das ist vielfach, zum Teil bis aufs Wort hinaus, die Anschauung der thatkräftigsten und besten Beamten selber. In der That, der Regierungsorganismus erscheint in solchen besonderen Notzeiten mehr nur als Mechanismus, und die Regierungsmaschine arbeitet schwerfällig, viel zu schwerfällig bei solchen Landesnöten; dem Volksfreund aber, der mitten drin steht, schneidet es ins Herz, daß über den bureaukratischen Schwierigkeiten eine Menge Leute gar nicht mehr recht glauben können, daß die Beamten jeden Ranges zum allergrößten Teile persönlich vom besten Willen zu helfen beseelt sind. Denkt man sich in die verzweifelte Lage der Leute hinein, so muß man denn auch billig sein und ihr Mißtrauen nicht stolz verachten. Man macht es sich oft auch gar zu leicht, alles Mißbehagen des Volkes immer nur als böse Art und schlechtes Räsonnieren zu brandmarken. Die Dinge dieser Welt zu begreifen, ist denn doch auch hier „der erste politische Verstand.“ Unser Landvolf in seinem Kern und gottlob auch noch bei weitem in seiner Mehrzahl ist treues „will nicht selber regieren, sondern es will regiert sein, aber

es spürt mit Schmerz den Schaden der Schreiberei und der Schablone, der häufig genug auch Recht und bessere Einsicht in Fesseln schlägt; unser Landvolk will eine starke Regierung mit fester, sicherer Hand, aber es will auch etwas davon haben und sehen, und in großen Nöten Hilfe hoffen können. Und wollten wir das etwa anders wünschen? Wenn es sich nun aber enttäuscht glaubt und in so übergroßen Nöten lange keine Hilfe sieht, — wer will es ihm verargen, wenn es irre wird? wer will einem fast Verzweifelnden es verübeln, wenn er bitter wird und fragt: wozu haben wir eine Regierung, wenn sie uns jetzt nicht hilft? Wer kann es dem Volke übel nehmen, wenn es in Unkenntnis der bureaukratischen Verhältnisse und Schwierigkeiten das einfach nicht versteht, daß es so lange dauert, bis geholfen wird, daß die Hilfe eigentlich erst kommt, wenn die Not schon übergroß, der Schaden bereits angerichtet und der Ruin vieler schon fast unabwendbar ist? Da steht die Regierung vor seinen Augen da als unfähig, ihm das zu sein, was sie nach seinen Vorstellungen und — dürfen wir wohl sagen, — nach dem Ideale sollte sein können. Diese Vorstellungen mögen viel Ungerechtes enthalten, aber es ist auch nicht gerecht, den wachsenden Unmut so übel zu deuten, wie es vielfach geschieht.

Unter dem 2. Juli d. J. lesen wir in der „Deutschen Reichspost“ Nr. 152 einen Artikel „Zeitbetrachtung“, dessen Ausführungen wir durchaus beipflichten müssen, er lautet:

Die Futternot ist trotz des gefallenen Regens noch für lange hinaus die größte Sorge unseres Volkes. Da und dort stoßen wir auf den Glauben, die Regenfälle der letzten Zeit hätten dem vielbeklagten Notstand wie mit einem Zauberschlag ein Ende gemacht. Wir danken Gott, daß nun wieder Futter wächst und wachsen kann, aber es ist noch nicht da und unsere Bauern müssen erst wochenlang darauf warten. Die Heuernte ist durchschnittlich so gering ausgefallen, daß in den Scheunen nur  $\frac{1}{4}$  des sonstigen Wintervorrats sitzt; es gilt also, alles was nunmehr wächst, so viel wie nur möglich als Dürrfutter für den Winter zu sammeln, und deshalb ist die Nutzbarmachung des Waldes für Gewinnung von Gras und Laubstreu nach wie vor dringend nötig. Wir können es nicht verstehen, wenn bei Abgabe von Waldgras und Laubstreu Versteigerungen abgehalten werden, als ob die Forstverwaltung aus dem herrschenden Notstand noch den Nutzen hoher Preise ziehen wollte. Der Landmann ist zur Zeit geplagt genug und eine „Staatshilfe“, die in jetziger Zeit seinen Geldbeutel leert und seine Schuldenlast vermehrt, ist wahrlich eine kuriose Art von Hilfe und Staatsfürsorge. Wenn gesagt wird, diese Versteigerungen seien nötig, um den Leuten den Wert der gelieferten Ware zum Bewußtsein zu bringen, da sonst mit den Gaben des Waldes zu verschwenderisch umgegangen würde, so fehlt uns im



Augenblick ein parlamentarischer Ausdruck für solches — tiefe Verständnis der Lage. Es ist ein für unser Staatswohl geradezu verhängnisvoller Fehler, daß der weitaus größte Teil unserer Beamten von Haus aus keine blasse Ahnung von den Sorgen der Armut hat und auch im ganzen Verlauf seiner Vorbildung zu Amt und Würden so gut wie keine Gelegenheit findet, einen wirklichen Eindruck von der bedrängten Lage unseres ärmeren Volkes zu bekommen. Hat dann ein solcher Beamter nicht ein außergewöhnliches Maß von allgemeiner Menschenfreundlichkeit oder eine besonders rasche Fassungs- gabe, so tritt er der Not des kleinen Mannes mit einem solchen Unverstand, mit einer solchen Rücksichtslosigkeit und scheinbaren oder wirklichen Härte entgegen, daß eine tiefgehende Verbitterung die Gemüter ergreift. Tritt vollends unter solche erbitterte Leute ein gewerbsmäßiger Hezer und bläst das glosende Feuer der Unzufriedenheit zur hellen Flamme an, dann treten Erscheinungen zu Tag wie unsere letzten Wahlen und alles fragt sich entsetzt: Wie ist das möglich, daß in diesem Bezirke, in dieser Gemeinde ein solcher Geist herrscht! Der König dürfte sich für diesen Geist nur bei seinen Dienern bedanken, die sein Volk mißverstanden, gereizt und erbittert haben. Könnte er, wie einst Harun al Raschid, heimlich unter sein Volk treten und das Urteil desselben hören, — wir würden bald mehr wohlwollendes persönliches Regiment verspüren und weniger unter bürokratischer Schreiberei und Federfuchsjerei leiden. Wir haben gottlob eine ehrliche und zuverlässige Verwaltung. Aber wir haben den Eindruck, daß im Allgemeinen für das Staatsvermögen und den Staatsgeldbeutel besser gesorgt wird als für das persönliche Wohlbefinden und das leichtere Durchkommen der Bevölkerung. Und doch ist ein einziger zufriedener und dankbarer Bauer gewiß für das Staatswohl mehr wert als etliche Mark Mehreinnahmen in der Abrechnung des Kameralamts. Ist ein Mensch unwohl, so ist er reizbar und verlangt besondere Rücksicht; ist das Volk in Not, so ist es auch reizbar und verlangt mehr Rücksicht als sonst. Wird dann einfach im gewohnten Geleise fortgefahren und in der gewohnten Weise fortregiert, so verschlechtert sich die Volksstimmung, es entsteht Mißtrauen, Haß und verstecktes Wesen, — und das ist noch ein größerer Notstand als die Futternot. Eine solche Mißstimmung ist zur Zeit in unserem lieben Württemberg in sehr weiten Kreisen vorhanden, das muß offen heraus gesagt werden, und diese Mißstimmung ist der Schlüssel zu so manchen beinahe unbegreiflichen Vorkommnissen der letzten Zeit.

\* \* \*

In großen Landesnöten wird gerne die private Wohlthätigkeit angerufen. Ihr jedoch alles allein zu überlassen, wäre unmöglich, auch wenn sie noch so wirksam aufgerufen, — und unbillig, auch wenn sie noch so geschickt eingreifen würde. Gewiß ist es nur ein Fortschritt und kann vom Staat nur als erfreuliches Zeichen seiner Auktorität gedeutet werden, daß ganz allgemein Staatshilfe erwartet wird. Solche aber irgendwie nur in der Art von Armengaben, wenn auch in größerem



Maßstab, zu bieten, wäre viel zu wenig. Der Staat muß wohl oder übel Größeres organisieren.

Den Wald zu öffnen und damit sowohl für Fütterung als für Stren der Landbevölkerung Hilfe zu schaffen, war durchaus nötig, so viel Mißliches das auch für die Walbwirtschaft mit sich brachte, aber gleichwohl durchaus nicht genügend, — ganz abgesehen davon, daß hier die bureaukratischen Schwierigkeiten in einer Weise hervorgetreten sind, wie wir es in der That nicht wieder erleben sollten.

Bald hörte man den Vorschlag, der Staat müsse Futtermaterial kaufen und „zu den Selbstkostenpreisen“ an die Einzelnen abgeben. Hier konnte doch wenigstens die Frage einer „Versteigerung“ nicht mehr drankommen, welche bei den Walddarlehnen vielfach eine so unglücklich verbitternde Rolle spielte. Aber es wurde doch bald offenbar, daß auch diese Form von Hilfe durchaus ungenügend war. Wie soll der in wenig Wochen in die größte Not hineingedrängte Viehbesitzer jetzt jene „Selbstkostenpreise“ bezahlen oder auch nur halbwegs erschwingen?! Daher erging die Anweisung des Ministeriums an die Gemeinden und Bezirksverbände, sie mögen den Bürgern Darlehen geben. Nichts wäre besser, als wenn dies durchführbar wäre! Und wir wollen gerne zugeben, daß vielfach die Gemeinden selber daran schuldig sind, wenn diese Anweisungen nicht durchgeführt werden. Sie wollen schlechterdings nicht daran, ihren Bürgern, wozu sie ermächtigt sind, kleinere Darlehen zu geben. Es rächt sich hier der alte Fehler, daß in den Gemeindevertretungen meist nur wohlhabendere Männer sitzen, welche der Ehre halber von einer solchen Vergünstigung doch keinen Gebrauch machen könnten. Aber es ist eben auch für die Gemeinden eine sehr ernste Frage um diese Anleihefrage. Denn wer wird Bürge? wer treibt die Zinsen ein? wer verantwortet es, wenn sich so eine ganze Gemeinde „regelrecht“ in Verschuldung stürzt? Sind die Anleihen „unverzinslich“ abzugeben, wie soll die Gemeinde für ihre Bürger die Zinsen erschwingen? oder wie die etwa dafür eintretende Amtskorporation? Mag sein, daß die eine Gemeinde oder Amtskorporation es kann, — jedenfalls ebensoviele die andere nicht. Auf alle Fälle ist damit die Hilfeleistung auf die notleidenden Kreise selbst zurückgeschoben, und wenn erst „im Fall der erwiesenen Unzulänglichkeit“ dieser Kreise die Staatshilfe eingreifen soll, so ist die Hoffnung einer wirksamen Hilfe viel zu ferne gerückt. Die Gemeinden kämen in Gefahr, zunächst ihr sämtliches Vermögen zu opfern, dessen sie bei den sich sicher steigenden Armenlasten so dringend bedürfen

werden. Was Wunder, daß da die meisten Notstandsgemeinden keine Anlehen geben mögen, ebendeshalb aber auch keine derartige Notwendigkeit aktenmäßig namhaft machen, um nicht etwa dazu gezwungen zu werden, — während gleichzeitig ihre Gemeindeglieder für sich selber den sehnlichsten Wunsch hegen, ein solches Anlehen zu bekommen.\*

Von der staatlichen „Notstandskommission“ erhoffte man Staatshilfe und wirkliche Hilfe. Die von ihr gebotene Staatshilfe besteht nun aber also zunächst nur darin, daß der Staat seinerseits auf reelle Weise den Ankauf von Futtermitteln besorgt, den Notstandsbezirken selber aber die Hauptsache überläßt, und da diese, die betreffenden Bezirke und die einzelnen Gemeinden, sich wohl bedenken, ob sie es auch hinausführen werden, so profitieren die einzelnen Notleidenden von der Staatshilfe zunächst weiter gar nichts, als freundliche Auskunft darüber, wo sie die Futtermittel kaufen können. Ohne Bezahlung bekommen sie nichts. Fast möchte man sagen: die Leute haben dann damit weiter nichts in der Hand, als einen staatlichen Preiscourant für Futtermittel und etwa noch einige beratende Anweisungen. Thatsache ist, daß daher an vielen Orten, wo es blutarm hergeht, gerade am allerwenigsten geholfen ist!!

\* \* \*

Es wäre schon um ein gutes leichter gegangen, wenn die Regierung hätte erklären können: „Wir geben das jetzt und für längere Zeit von uns anzukaufende Futter um früher gültige, erheblich billigere Preise in die Notstandsbezirke ab und die Staatskasse leidet den Schaden der höheren Ankaufsumme.“ Aber selbst das greift noch nicht weit genug; denn wenn der Bedrängte kein Geld hat, zu kaufen, hilft ihn auch das billigste Angebot nichts. Der Staat müßte es möglich machen, das Futter, wenn er es noch so teuer kauft, — und dann nur um so viel mehr, — für jetzt ganz unentgeltlich abzugeben. Die Gemeinden sind meist so ehrenhaft, daß sie es gar nicht eigentlich geschenkt wollen, nur können sie von sich aus schlechterdings die Mittel nicht aufbringen und ihre Bürger im Einzelnen noch viel weniger; wenn diese Staatshilfe also nicht ein auf viele Jahre hinaus unverzinsliches Darlehen des Staates selber ist, so hilft sie nichts!

Wenn der Staat dabei auch riskiert, von diesem Geld vieles gar nicht mehr zurückzuerhalten, so schadet das — auch ihm selbst — bei

\* Es ist Thatsache, daß da und dort die weitaus größte Mehrzahl der amtlichen Organe der Gemeinden in ihrem Bericht die Erklärung abgegeben hat, es bestehe in der Gemeinde kein Notstand, während großer Notstand besteht!



weitem nicht so viel, als wenn eine große Bevölkerung in ihrem Erwerb und Vermögensstand dermaßen herunterkommt, wie das gegenwärtig bei unserer ländlichen Bevölkerung der Fall ist. Verliert der Staat dabei z. B. 10 Millionen, — wir sagen ohne Scheu: was schadet das in solch grenzenloser Not ganzer Landstriche?! Scheut er sich davor, so muß er es ja auch haben, daß er 10 Millionen Steuern in diesem Jahr verliert und — was noch viel mehr ist, — daß jene seine Bürger zusammen noch viel, viel mehr, vielleicht 100 Millionen Vermögensverlust haben oder gar zu Grunde gehen!

Man sage doch nicht, daß dies eine Art von „Staatssozialismus“ wäre, welcher seine bedenklichen Konsequenzen hätte. Was eine so durchaus nötige und zugleich eine so großartige Hilfe für die schreiendsten Notstände wäre, das mag heißen, wie es will, und aussehen, wie es will, es muß doch sein und sollte durchaus möglich gemacht werden. Allerdings wird ein kühner Entschluß, ein fester Wille, eine starke Hand nötig sein, um eine solche weit über das gewöhnliche bureaukratische Maß hinausgehende That zu thun. Wenn das aber nicht fertig zu bringen wäre, so müßten Staat und Regierung auch erkennen, wie ohnmächtig sie gegenüber den andringenden Gewalten der Not sowohl als der überhandnehmenden Mißstimmung sind. Wenn Krieg kommt, ist alles möglich, wenn unruhige Zeiten kommen, ist vieles schnell möglich, was früher nicht möglich erschien. Warum sollte es denn nicht jetzt möglich sein, daß Regierungsmänner als Männer der That eine große Sache wagten und hieße sie auch bei manchen „Staatssozialismus“!

Solcher ist übrigens nicht so neu, auch nicht so gefährlich, wie man oft meint. Für ihn giebt es Beispiele aus jeder Zeit der Geschichte, Beispiele wirklich bedeutender Staatsbeamten und großer Könige, die das außerordentliche ins gewöhnliche Leben hereinzuführen sich nicht gescheut und damit Großes geleistet haben. Als die Ägypter einen Joseph hatten, da hatten sie eine Hilfe; er deutete den Traum eines mächtigen Königs, aber es blieb nicht bei den Träumen, er handelte und wurde der Retter eines großen Volkes, einer ganzen Generation.

Vielsach glaubt man, derlei gehe nicht mehr an im modernen Staat, bei den bureaukratischen Verhältnissen unserer Zeit sei dergleichen nicht mehr so leicht möglich. So leicht nicht mehr, — das ist leider wahr; wenn es aber überhaupt nicht mehr möglich wäre, dann wäre ja der moderne Staat in seinem jetzigen Bestand überhaupt unfähig, die socialen Fragen unserer Zeit zu lösen, die doch gelöst werden müssen. Es giebt



ja doch für unsere Zeit kein ernsteres, feierlicheres, heiligeres Muß, als dieses Muß.

\* \* \*

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter. Hat der Staat es fertig gebracht, seinem Gesamtorganismus zu nutz vielfach die tiefsteinschneidenden Forderungen an seine Bürger zu stellen, so muß er es auch fertig bringen können, den Einzelnen und besonders den Notleidenden zu nutz die großartigsten Hilfeleistungen zu organisieren, und zwar nicht nur im Sinn außerordentlicher Maßregeln, sondern im Sinn ständiger Einrichtungen.

Für seltener vorkommende Landesnöten, wie große Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w., mögen nachträglich eintretende größere Hilfeleistungen genügen, — nicht aber für Landesnöten, wie sie mehr oder weniger alljährlich irgendwo vorkommen und die allgemein bedrängte Landwirtschaft in ganz außerordentlichem Maß treffen. Die gegenwärtige, ganz besonders große Not derselben sollte den Staat antreiben, weit über nachträgliche, wenn auch noch so reichliche Hilfeleistungen außerordentlicher Art hinauszugehen und fürs Künftige vorbeugende Maßregeln zu treffen. Dazu gehören aber ständige Einrichtungen, welche es ermöglichen, nicht erst hinterher einzugreifen, sondern so, daß die Hilfe mit den Ereignissen gleichen Schritt hält, ja noch mehr, daß man durch „Vorsichtsmaßregeln“ im eigentlichen Sinn des Wortes dem Elend zeitig vorauskommt, um es an der Wurzel anfassen zu können, ehe es groß wachsen will. Vorsicht gilt ja immer als erste Tugend und letzte Weisheit. Wahre „Vorsicht“ ist aber nicht bloß An-sich-halten, Abwägen, Zuwarten, sondern Voraussicht und Vorjorge, also eine That, — das gerade Gegenteil von dem, was man meist „Vorsicht“ zu nennen pflegt.

Warum sollte der Staat den Schritt nicht wagen können? Kann er die Frage einer staatlichen Hagelversicherungsanstalt anfassen und lösen, so muß er auch die einer staatlichen Landesversorgung einleiten und durch Landesversorgungsämter regeln können. Das wären dann nicht nur beratende Behörden, wie solche in vielen Ländern schon bestehen, sondern Behörden mit Organisationsbefugnis das ganze Jahr hindurch.

Einer so gearteten Staatsfürsorge ist die landwirtschaftstreibende Bevölkerung, die großen Gutsverwaltungen etwa abgerechnet, auch schon in ganz gewöhnlichen Jahren viel bedürftiger, als die Industrie

es ist. Während diese das Gebiet ihrer Bezugsquellen und der sie interessierenden Handelsbewegungen berufsmäßig viel besser überschaut, ist dagegen der weitaus größte Teil der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung der Natur der Sache nach nicht in gleichem Maß dafür in Stand gesetzt. Schon deshalb dürfte der Staat die Pflicht fühlen, hier thätig fördernd einzugreifen. Allerdings müßte er dann selber in die Handelsbewegung eintreten. Aber aus der großen Menge älterer Ökonomen, welche vielseitige Verührung mit dem Landvolk und zugleich reiche praktische Erfahrung haben, könnte der Staat nicht wenige, auf das allgemeine Wohl bedachte, für unser Volk warm führende, praktisch arbeitende und bewährte Mittelsmänner für solche Zwecke gewinnen.

Es würde wohl etwas ganz Neues sein, daß der Staat eine Art Handel triebe. Aber er würde dies für gewöhnliche Zeiten auch auf ein geringeres Maß beschränken können, so daß die ganze Einrichtung nicht überstürzt würde. Die Landwirtschafttreibenden wären, nach der Stückzahl und Art ihrer Stalltiere in Klassen eingeteilt, immer die ärmeren voraus, — übrigens so, daß zugleich der Mittelstand der Bauern ganz besonders berücksichtigt würde, — jederzeit berechtigt, um billigste Preise vom Staat Futter einzukaufen, wosern sie es nicht etwa anderswo ausnahmsweise noch billiger bezögen. Keinesfalls würde der Staat diesen Handel im Sinn eines Monopols an sich ziehen, aber er hätte immerhin großen, heilsam eindämmenden Einfluß darauf, indem, was früher der Handel und heute auch der Großhandel zuführt, nimmehr besonders der Staat mit in die Hand nehmen würde. Der Staat würde den Großankauf von Futtermitteln sowohl (besonders Heu und Stroh), als auch von Vieh, das ganze Jahr über für alle irgendwo in seinem Gebiet notleidenden oder mit Not bedrohten Plätze, Bezirke und Gegenden immerfort zum Voraus im Auge behalten und zeitig vollziehen, um an die betreffenden landwirtschaftlichen Vereine oder an Gemeinden oder Einzelne direkt um billigsten Preis abgeben zu können, und ohne viel Schreiberei müßte jedem Landwirt der Bezug offen stehen, und zwar je nach dem etwa eintretenden besonderen Notstand nur um so viel billiger. Damit würden in erster Linie die Hauptfuttermittel dem Auf- und Abwogen der Handelsbewegung einigermaßen entnommen, indem der Staat, selbst auf eigenes Risiko, der Landwirtschaft gegenüber ziemlich feste, niederste Preise einhielte. Die Hauptfuttermittel brauchen ja überhaupt im wesentlichen kein Handelsartikel zu bleiben; es kann für die Landwirtschaft nur gut sein, wenn



sie es nicht sind; denn sie sind die erste Grundlage wie für den Bestand der Landwirtschaft überhaupt, so für allen und jeden Gewinn, den sie erzielen will, — dem Salz vergleichbar, das, für jede Hauswirtschaft unentbehrlich, so ziemlich überall um gleichen Preis zu haben sein muß.

Erst in zweiter Linie käme die Organisation des Ankaufs von Vieh. In dem Maße, als die Futtermittelpreise niedrige bleiben, wird der Viehverkauf kein erzwungener und unnatürlich verschleudernder sein, also auch der Wiederankauf von Vieh in gemesseneren Grenzen bleiben, und eine besondere Landesnot könnte nie so übergroß werden, wie die diesjährige geworden ist; jedenfalls wäre der Staat durch den schon geübten kleineren, regelmäßigen Betrieb seiner Landesfürsorgeämter für größere Bedarfsverhältnisse vorbereitet und vorgehult, um mit Vorsicht sorgen und immer zeitig eingreifen zu können, statt daß er jetzt zusehen muß, wie die Not heraufwächst, und immer nur schrittweise und stückweise, hinterher und mangelhaft, kaum aufhaltend und kaum hemmend, nie wehrend und während dem wachsenden Uebel steuern kann.

Diese ganze Organisation würde allerdings über die für ein anderes Fürsorgegebiet so vortrefflichen Vorschläge Paul Lecklers, gemeinnützige Gesellschaften mit „staatlicher Zinsgarantie“ zu gründen, — noch einen Schritt hinausgehen. Es müßte eine Organisation des Staates selber sein, schon weil hier in außerordentlichen Zeiten sehr große Mittel und ein raschestes Handeln nötig wären. Ich verkenne dabei auch keinen Augenblick, daß viele Einzelfragen ihre besonderen Schwierigkeiten mit sich bringen würden, so die über Lagerung, Verkaufsstellen u. s. w. Was aber — wir wollen nicht einmal jagen: die Militärverwaltungen, sondern was schon der frei organisierte Handel im großen Stil zu organisieren vermag, das müßte auch dem Staat durch praktische, für das allgemeine Volkswohl begeisterte Männer zu regeln möglich sein. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß es sich hier um internationale Komplikationen handeln würde, welche schwere Aufgaben zu lösen geben könnten. Allein — ist das nicht schon bei jedem Handelsvertrag, ja fast bei jeder einzelnen Zollfrage der Fall, so daß, was diese Seite der Sache betrifft, der Staat für die neue Aufgabe eigentlich längst vorbereitet und vorgehult ist? Ist es ja doch auch eines der schönsten Ziele für die ganze Zukunftsentwicklung unserer modernen Staaten, für sie alle eine höhere Einheit zu suchen in der Interessengemeinschaft aller unter einander, einen gegen-

seitig fördernden Ausgleich für alle ihre Güter, für den Ueberfluß in dem einen und den Mangel in dem andern Land, Reich oder Weltteil.

\* \* \*

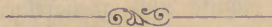
Wir scheuen uns vielfach vor solchen neuen Aufgaben des Staates, denn wir überschauen die Konsequenzen nicht, oder — wir fürchten die Konsequenzen, weil wir ein gewisses System fürchten. Aber in der That, liegt denn diese Zukunftsaufgabe des modernen Staates von den jetzt schon erreichten und längst mit Bewußtsein erfaßten Aufgaben des Staates so viel weiter ab, als diese schon allgemein als solche anerkannten Aufgaben von den früheren Zuständen sich entfernt haben? Hat ja doch der Staat heutigen Tages einen so völlig anderen, so viel umfassenderen Begriff von seinen Aufgaben überhaupt und besonders von denen, die auf dem Gebiet des Verkehrslebens liegen, daß er die früheren Zeiten, schon die Zeit vor 50 Jahren, weit hinter sich sieht und das ganze Kulturleben ein ganz und gar verändertes geworden ist, — in dieser Beziehung nicht zum Schaden seiner Bürger. Warum sollte er da nicht auch fernerhin in noch ganz neue Aufgaben der Fürsorge für das öffentliche Wohl hineinwachsen können?

Gewiß, es ist seine Pflicht und — seine Selbsterhaltungspflicht! Daß viele unserer Volksgenossen bei eigenen einfachsten Lebensformen die den großstädtischen Verhältnissen, den höheren Ständen, der Kunst und der Wissenschaft Rechnung tragenden modernen Aufgaben des Staates unmöglich recht zu würdigen oder auch nur recht zu verstehen vermögen, — kann denselben billigerweise nicht zum Vorwurf gemacht werden. Scheint ihnen nun der Staat der Hauptsache nach mehr der fordernde, belastende, als der fördernde, gebende zu sein, so ist das begreiflich. Wenn er seine Bürger die großen nationalen Ziele ins Auge fassen lehrt, darüber aber meistenteils die kleinen einzelnen Nöten zu versäumen oder gering zu achten scheint, wenn er, trotz mannigfacher Einzelfürsorge für besondere Zwecke und großartiger allgemeiner Fürsorge für die Arbeiterbevölkerung — doch keinen großen Plan mehr wagt zur allgemeinen „Landesverteidigung“ angesichts solch grenzenloser „Landesnöten“, und zwar gerade dem ruhigsten und zuverlässigsten Teil seiner Bevölkerung, dem Bauernstande, zu nutz, — wenn er immer nur das allgemeine große „Waterland“ sein will und nicht auch mehr fürsorgende Mutterliebe für die kleinen Leute in den schlichten ländlichen Verhältnissen zeigt, so werden sich ihm mehr und mehr Hunderttausende ent-



fremden und der unseligen Verbitterung verfallen, welche alles zerfrisst, wie der Rost schließlich auch das Eisen zerfrisst.

Man spricht so viel von dem Umdank des Volkes und redet bitter von der Verbitterung. Auch die Strebungen der Sozialdemokratie dürfte man oft mit nüchterneren Augen ansehen. Gott läßt in der Weltgeschichte immer große Extreme zu, um Großes und Schweres zustande kommen zu lassen. Solche sind dann nicht nur Geißeln der menschlichen Gesellschaft, sie sind auch „Gottesgeißeln“. Es scheint oft etwas ein Verderben, aber Gott hat es in seiner Hand und schafft etwas Gutes damit. Die Geschichte ist die Diagonale zwischen zwei nach völlig einander widersprechenden Seiten hinziehenden Entwicklungslinien. Und wo wäre in der Welt eine Macht, den furchtbaren Egoismus und Mammonismus zu brechen und dem höheren göttlichen Willen zu unterwerfen, als die Sozialdemokratie? Wer hätte die soziale Frage zur herrschenden gemacht, wenn nicht diese Entwicklung gekommen wäre, vor der uns jetzt begreiflicherweise vielfach graut? Daß sie gerade nun den Fortschritt zu hindern scheint, ändert nichts an dieser Thatsache. Wir wollen Gott danken, daß viele drängende Fragen uns antreiben, das Wohl des ganzen Volkes bis in die breitesten Schichten immer neu zu erwägen, daß ein so mächtiges Muß die Staaten in Atem hält und in die Arbeit treibt. Wir wollen nicht immer nur pessimistisch dem Verfall des Alten nachjammern, oder starr das Bestehende festhalten wollen, sondern mit Mannesmut den immer neuen Aufgaben ins Gesicht sehen und mit Arbeitsstreue an der Neubildung der Verhältnisse schaffen. Das ist in dieser unserer Zeit der gewisse Wille des lebendigen Gottes, der die Geschicke der Völker lenkt.



## II.

**V**erschiedene Interessen arbeiten daran, auch die ländlichen Arbeitskräfte mehr für die industrielle Thätigkeit zu benützen. Die Industrie sucht ihre Arbeit vielfach aus dem Grund auf das Land auszudehnen, um billigere Arbeitskräfte zu finden. Darauf drängt der Konkurrenzkampf hin, — ob immer mit Recht, ist eine andere Frage, — schon deshalb, weil dadurch nicht allein die Konkurrenzgeschäfte, sondern vor allem auch die städtische Arbeiterbevölkerung ein das Leben erschwerende Konkurrenz erfährt. Anderen ist es dabei mehr nur um arbeitswilligere, ruhigere Arbeiter zu thun, als die städtische Arbeiterbevölkerung sie ihnen bietet. Noch berechtigter ist das Bestreben, auf diese Weise den Zuzug der Arbeiterbevölkerung vom Lande in die großen Städte herein nicht noch zu vermehren. Viel wert wäre es ja, wenn es möglich würde, in dieser Beziehung einigermaßen die Städte zu entlasten, indem ein immer größerer Teil der industrietreibenden Bevölkerung von den Städten fern gehalten und ganz auf dem Lande belassen würde. Fürs große Ganze kommen solche Versuche ja wohl um einige Jahrzehnte zu spät, doch könnten sie sich vielfach immer noch verlohnen.

Jedoch nicht nur um solcher noch so wichtiger Nebenzwecke willen, sondern um der ländlichen Bevölkerung selber willen ist dieses Bemühen von Wert. Zwar klagt man allerorten über den Mangel an ländlichen Arbeitskräften für die ökonomischen Arbeiten. Doch wäre es irrig, zu glauben, es gebe also keine überschüssigen Arbeitskräfte auf dem Lande mehr. Eine Menge Menschen sind für die schwere Arbeit der Oekonomie nicht oder nicht recht verwendbar oder wenigstens nicht gewünscht und gesucht, während sie für andere, minder anstrengende Arbeit noch passend genug wären, in bitterer Not sich befinden und die Arbeit an und für sich durchaus nicht scheuen.

Ob aber nun da z. B. industrielle Arbeiten einzuführen gut wäre? Es ist dies ein prinzipieller Punkt, der bei der ganzen Frage eine zu wichtige Rolle spielt, als daß er unberücksichtigt bleiben dürfte.



Viele Wohlmeinende haben eine gründliche Abneigung gegen alle und jede Industrie, gegen alles, was Maschine, Industrie, Fabrik heißt, als wäre die Maschine ein Ungeheuer, Maschinenarbeit eine Entwürdigung, die Industrie an allem Elend in gegenwärtiger Zeit, die Fabrik an allem Verderben im Volke schuldig. Wenn christliche Leute diese Meinung in allen Tonarten wiedergeben, so verschulden sie es vielfach, daß man sie für Finsterlinge und Rücksrittler hält und daß die Meinung aufkommt, zwischen Christentum und Kulturleben gebe es überhaupt keine Versöhnung. Daß Maschine, Industrie und Fabrik vieles verschuldet haben, ist wahr, aber es kommt doch immer darauf an, unter welchen Lebensbedingungen sie wirken, von wem und wie solche Arbeit organisiert wird, und daß derartige Beschäftigung mit sittlichen Faktoren in Verbindung gebracht wird. Der Pessimist sagt: „Die Maschine ist Mechanismus, sie macht den Menschen geistlos arbeitend, verflacht ihn, sie erniedrigt ihn und verbraucht ihn unwürdig oder aber — sie macht ihn entbehrlich, arbeitslos, arm.“ Gerade so gut kann man umgekehrt sagen: Die Maschine ist Geist, sie schont die Kräfte des Menschen würdig, sie erleichtert die Arbeit und erspart ihm die schwere Arbeit.

Ob sie zum Verderben wird, beziehungsweise zur Ausnützung der Menschen führt, oder aber zum geraden Gegenteil, das hängt nicht von ihr an und für sich ab, sondern von den Menschen, von den sittlichen oder unsittlichen Faktoren, die damit in Verbindung treten. Es ist ja wahr, hier liegen noch große Aufgaben vor uns, aber sie liegen vor uns, — greifen wir sie doch nur auf, so viel an uns ist! Industrie und Fabrikthätigkeit können sehr wertvolle Volkserziehungsmittel werden. Daß auf diesem Gebiet noch viel, sehr viel sich zum Guten wenden muß, daß die Kulturmenschheit hierin sogar wieder ganz neue Bahnen suchen muß, davon bin auch ich im Innersten überzeugt, aber eben so gewiß auch davon, daß sogar auf gar keinem andern Wege der Kulturmenschheit künftig geholfen werden kann, als durch richtige Anwendung der Maschine, der Industrie, der Fabrikthätigkeit und der ins Große organisierten Arbeit überhaupt.

Warum sollte die ländliche Bevölkerung nicht auch wert geschätzt werden, in diesen Arbeitskreis hereingezogen zu werden? Es giebt hier Arme und Hände genug, die, während sie nicht so leicht, wie man etwa meint, für ökonomische Arbeiten noch Verwendung finden können, frei und dankbar wären für so geartete Arbeit. Und wie viel Arme, bitter Arme, giebt es draußen auf den Dörfern!

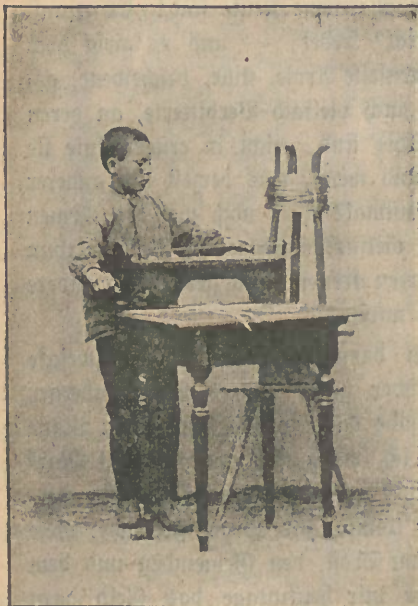
Verachte mir die Armen nicht, lieber Leser, um Gottes willen nicht, vor dem wir alle arme Leute sind! Es graust mir, daß man so viel von „Proletariat“ redet, — und es giebt doch noch so viele, viele ehrenwerte und ehrenfeste Arme, stille, bescheidene, geduldige, dankbare Menschen, — wohl auch vielfach Verbitterte, an deren Verbitterung aber andere Leute schuldig sind, nicht in erster Linie sie selber! O die Armen habe ich lieb, und wenn, was derzeit um anderer Arbeit willen nicht der Fall ist, ich einstmals nur noch mit den Armen oder nur noch mit dem einfachen und vielfach verarmenden Volk zu thun haben sollte, so wollte ich mich von Herzen freuen, und gerne alles andere liegen und stehen lassen, wenn es sein müßte!

Seit Jahren sehne ich mich darnach, eine weiterverzweigte Armenindustrie auch für Erwachsene über unser ganzes Württemberger Land hin ausbreiten zu können. Ich habe dafür meine bestimmten Pläne und lebe der festen Ueberzeugung, daß ich, wenn mir nur 100 000 Mark zur Verfügung stünden, mit solcher über ganze Landstriche hin sich verbreitender Armenbeschäftigung beginnen könnte, zum Segen für viele, viele Arme, niemand zur Last, hunderten zum Trost, den Gemeinden und dem Staate zu Nutz, aber — wer würde mir heutzutage das Geld dazu geben?! Und doch ist es mir oft ein Schmerz, der mich schon viel in meinem Herzen gekostet hat, wenn ich mir sage, daß es mir vielleicht nicht mehr vergönnt sein soll, diesen meinen Lieblingsgedanken auszuführen, der mir durch vieljährige Beschäftigung mit den Armen so sehr ans Herz gewachsen ist.

Doch es sei gestattet, das Thema der Beschäftigung der Armen auf dem Lande nur an einem einzelnen Beispiel näher zu besprechen, an einer Armenindustrie für Kinder. Theorien zu erörtern, hilft uns meist doch nicht viel; die praktische Ausführung derselben zeigen, ist oft mehr wert. Beispiele zur Lösung sozialer Fragen, wenn auch noch so einfache, ins Leben hereinzustellen, kann vielleicht manchem etwas nützen, während ganze Bücher mit vollendeten Systemen und feindurchdachten Theorien oft wenig belehren. Seit Jahren beschäftige ich mich mit Vorliebe mit dieser praktischen Frage. Vielfach aufgefordert, meine Bestrebungen besser bekannt zu geben, von Oberbürgermeistern großer Städte wiederholt um Mitteilungen angegangen für ähnliche Zwecke, von höheren Regierungsbeamten darüber interpelliert und freundlich gefördert, will ich mich heute nicht scheuen, in die Öffentlichkeit hervorzutreten und eine nähere Darstellung zu geben.



Seit 11 Jahren leite ich für eine große Zahl armer Kinder eine



1. Spinnen des Drahts in Spulen.

stetig wachsende Armenindustrie, die Verfertigung von Drahtgeldbörsen aus Eisen- und Messingdraht. Anfangs waren es nur die Armen einer einzelnen Gemeinde, deren hartes, dürftiges Leben mir zu Herzen gegangen war. Jetzt sind es 200 Kinder in verschiedenen Gemeinden und immer neue melden sich dazu. Anfangs verkauften wir die aus Draht gestrickten Gelbbörsen roh und in kleinen Quantitäten, später vernickelt; jetzt gehen sie, selbst in feinstem Geflecht hergestellt, versilbert und vergoldet, in entfernte Länder, jährlich hunderttausendweise. Mehr als 10 000 Mark Arbeitsverdienst bringe ich so alljährlich unter die Ärmsten der Armen und was das heißen will, weiß jeder, dem es bekannt ist, wie einfach sparsame arme auf

dem Lande leben. Darum ist es mir auch eine große Freude, daß diese



2. Schneiden der Drahtspulen in Ringe

Armenindustrie, von welcher Anfangs niemand viel hielt und kein Mensch glaubte, daß sie mehr als 1—2 Jahre Bestand haben werde, fortgedeiht, noch stetig wächst, immer mehr kaufmännisch sich sichert und stets weiter sich ausbreitet.

Wer von den Fernen auch etwas dazu beitragen will, dem sei es herzlich gedankt.

Ich will davon ganz schlicht erzählen, ohne die Leser mit Theorien abzuquälen. Jedermann wird finden, daß gleichwohl auch feste Grundsätze, Theorien, wenn man so will, der Sache zu grunde liegen oder daraus gewonnen werden können. Mögen auch andere dadurch ermuntert werden, ihre theils an derartige Armenindustriellen sich zu machen. Da wird zuerst der Messing- oder Stahldraht auf Spinnmaschinen vom Haspel abgeaspult, dann werden mit Stahlscheeren die Eisen- oder Messingspulen zerschnitten und so die Ringchen gewonnen; diese werden sodann für feinere Geflechte zum Teil auch noch plattgeschlagen. Hiemit ist nun das Rohmaterial in Arbeitsmaterial verwandelt. Welche unendliche Mühe es uns aber kostete, durch bloße Beschreibung zu den hiefür nötigen Maschinen zu kommen, ist damit freilich nicht beschrieben.

Und wie dürftig nun die ganze Sache begonnen hat! Da saßen die Kinder in meiner Studierstube und einem Nebenzimmer, 10, 15, oft 20, alle so lange, bis sie das Drahtflechten so weit erlernt hatten, daß sie künftig daheim weiter arbeiten konnten. Als Handwerkszeug haben sie zwei Bängchen in den Händen, mit denen sie die Ringe anfassen, „stellen“ und zusammenflechten. Auch hat jedes Kind ein Kistchen voll Ringchen bei sich, — das ist das Handwerksgeräthe. In 14 Tagen haben sie die Arbeit los und in wenig Wochen flechten sie so gewandt, daß der Zuschauer die einzelnen Griffe bald nicht mehr sieht, so wenig als man die Handgriffe einer Frau beim Stricken im einzelnen von einander unterscheiden kann.

Wird nun am Sammeltag und Zahltag die Arbeit abgegeben und neu vergeben, so ist ein Blankfeuern der Waare noch eine Hauptsache.

Schwer entschloß ich mich, die Vernichtung der Ware selber ein-



3. Plattschlagen der Ringe (für feinere Börsen).



zuführen. Das Reinwaschen und Entfetten, die Vernicklung selbst und die darauf folgende Polierarbeit grenzt an fabrikmäßige Thätig-



4. Unterricht im Drahtflechten, Anfertigung der Geflechte.

keit, welche eigene Räume erforderte. Aber die Sache selbst nötigte mich dazu.

Die Schlußarbeiten, — Einflechten der Bügel, Korrigieren und Fertigstellen, sowie Kontrollieren der Ware, endlich Verpackung und Versandt sind

vielleicht der angenehmere Teil des Ganzen, aber unendliche Mühe steckt auch da dahinter! Schon die Rohmaterialien, noch mehr aber die verarbeitete Ware erreichte bald sehr hohe Beträge, und die Menge der sich stetig mehrenden unverkauften Ware forderte zu eifrigster Betriebsamkeit heraus. Während natürlich jedes Kind am Sammeltag sofort ausbezahlt wurde, konnte der Absatz kaum gleichen Schritt halten. Die Kaufmannschaft, an die ich mich wandte, kam mir zwar immer sehr wohlgesinnt beratend entgegen, meine Bestrebungen warm anerkennend und gerne fördernd, aber nur wenige mochten sich anfangs näher dafür interessieren. So mußte ich mich dazumal mit Verkaufsangeboten fast ausschließlich direkt an das Publikum wenden, erst allmählich kam der regelmäßige Verschluß durch die kaufmännischen Geschäfte zu stande. Als das erste Weihnachten nahe war, da war die Schuldsomme schon auf Tausende angewachsen, und ich wußte wohl: Gelingt es so,

Nr. 7 in ganzer Größe gezeichnet.



In ganzer Größe gezeichnet.  
Nr. 7 kleinste Beutelschen,  
nur 3 cm groß, äußerst  
zierlich, mit Kettschen, als  
Anhänge an Uhrenketten  
oder Armspangen, als  
Opferbeutelschen oder zu  
Taufpatengesehen, ver-  
silbert oder vergoldet,  
zu 1 Mk.

bleibt man ja wohl in Ehren; gelingt es aber nicht, so sagt jedermann, auch

der beste Freund: „Hättest es bleiben lassen können! was braucht ein Pfarrer dergleichen Handel anzufangen?“

Denn so ist es nun einmal in der Welt, — die Stände scheiden sich auch darin immer bureaukratischer, alles geht nach Metern, Fächern, Schablonen;

jeder soll „bei feinem Leisten bleiben“, niemand mehr etwas außerordentliches anfangen. Thut man's dennoch, so giebt es ein Kopfschütteln und ein Fragen: wozu und warum? Immerhin möchte ich mit Dank es erwähnen, daß die weltlichen Behörden, auch Bezirksbehörden, sich mit größter Anerkennung über diese Bestrebungen ausgesprochen haben, aber jedermanns Sache ist es ja nicht, dergleichen Thätigkeit wert zu achten.

Als Mangel mag man es bezeichnen, daß diese durchaus nicht völlig neue, nur eben neu aufgekommene und weiter ausgebreitete Armenindustrie nur Kinder, nicht auch Erwachsene beschäftigt. Allein sie ist (bei 5—7  $\frac{1}{2}$  Lohn in der Stunde) zu wenig einträglich, um auch Erwachsenen Verdienst zu geben. Oft zwar werde ich von Armen



5. Ablieferung der Geflechte und Auswägen der Ringe für neue Arbeit.



6. Blankfleuern fertiger Geflechte.



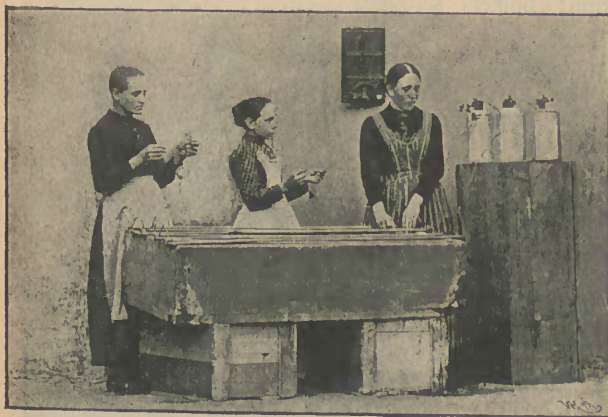
darum gebeten, und es wird dann immer versichert, man wolle gerne mit dem allergeringsten Verdienste zufrieden sein, wenn man nur etwas zu arbeiten und zu verdienen bekomme. Aber gewiß und begreiflicherweise



7. Reinwaschen und Entfetten der Ware.

würden die Armen dann, wenn kaum 14 Tage beschäftigt, bald die bittere Klage laut werden lassen, daß sie denn doch recht wenig verdienen. Dieses Geschäft verträgt nun einmal keinen großen Verdienst mehr, — früher mag es anders gewesen sein, — es ist jetzt nur

noch als Kinderindustrie zu betreiben, nicht mehr für Erwachsene passend. Ich werde von Kaufleuten öfters gebeten, auch diese oder jene andere Industrie ein-



8. Vernickeln oder Versilbern der Börsen.

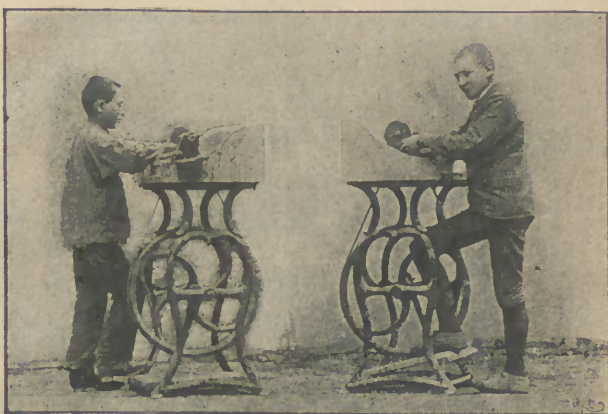
zuführen, — oft mit der Versicherung, desfalls sofort für viele Leute Beschäftigung zu bekommen. Aber es ist gewiß in solchen Fällen erste Pflicht, darnach zu fragen, ob die Armen auch wirklich irgend nennenswerten, wenn auch immer

bescheidenen Verdienst bekommen, und im anderen Fall lieber zum Voraus zu verzichten. Durch Hungerlöhne werden die Armen weder ernährt noch erzogen, sondern nur verbittert, und es ist himmelschreiend,

was für Löhne oft geboten werden. Eine Armenindustrie wird zwar immer bescheidene Wege gewiesen sein, aber sie gerade muß sich um ihrer Idee und schon um ihres Namens willen davor hüten, daß sie nicht durch gar zu geringe Löhne zu einer „Hungerindustrie“ werde, statt den Charakter der Fürsorge für die Armen zu präsentieren.

Ob aber solche Hausindustrie nicht die berechnigte Spielfreiheit der Kinder beeinträchtigt? Ich habe immer viel darnach gefragt und so viel ich vermochte, treulich darauf Acht gehabt, aber nie etwas dergleichen bemerkt oder gehört. Ueberall fand ich, daß bei solcher Beschäftigung die Eltern ihre Kinder nicht ausnützten, sondern ihnen volle Spielfreiheit ließen,

— wogegen es nahe liegen mag, daß bei einer Hausindustrie, wo die Erwachsenen die Hauptsache der Arbeit thun, die Kinder aber zur Mitarbeit beiziehen und brauchen, diese letzteren viel leichter um ihre



9. Polieren der vernickelten oder versilberten Börsen.

Kinderfreiheit kommen. Bei dieser Kinderindustrie ist das nicht zu bemerken. Dagegen freute sich bald das ganze Dorf darüber, daß die Kinder nun doch nicht mehr so übermäßig wild und ausgelassen durch die Gassen tobten. Auch wurden sie anständiger, für spätere Handwerkerslernung gelehriger, lernbegieriger und arbeitslustiger überhaupt. Das ist nämlich ja auch mit das Elend der Armen, daß sie für ihre Kinder keine Arbeit unter den Händen haben. Der wohlhabendere Mann hat immer Arbeit für seine Kinder, der Arme nicht. So lernen denn meist gerade diejenigen nicht recht arbeiten, welche es fürs Leben einmal am nötigsten hätten, und wenn man vielfach die Erfahrung macht, daß gerade die eigentlich Armen lahm in der Arbeit, ja träge zur Arbeit sind, so ist daran nicht nur häufig mangelnde Kraft und mangelnde Kost schuld, auch nicht eine üble Erziehung im allgemeinen, sondern vor allen Dingen



Mangel an Arbeit, Arbeitsgewöhnung und Arbeitserziehung von Kind auf. Daß mir letzteres gelungen, war mir immer die größte Freude und ist unstreitig nächst dem Verdienste der Armen der wertvollste Gewinn solcher Kinderindustrie.

Ich habe zwar, was dies betrifft, in den ersten Anfängen einen Fehler gemacht, vor dem ich gerne jedermann warnen möchte, der etwas derartiges einrichten will. Ich bemühte mich zu Anfang, immer die allerbedürftigsten Kinder zuerst einzulernen. Das war nun aber



10. Anmachen der Bügel, Korrigieren und Fertigstellen der Ware.

eine ganz unsägliche Mühe, ein steter Kampf mit Lahmheit und Ungeßick, mit Faulheit und Pöffenmachen, und ich mußte bald erkennen, daß auf diese Weise nichts herauskommt, als nur ein schlechtes Exempel von geringem Erfolg und ärmlichem Verdienste, der abschreckend wirkte. Ich griff denn von dem an die besten Schüler heraus, soweit sie noch in Betracht kommen konnten, und siehe da! jetzt stand bald ein lebendiges Beispiel uns andere dafür da, daß man diese Arbeit schnell erlernen und etwas nennenswertes damit verdienen könne, und so wurde, besser als durch alles

Ermahnen, das Vertrauen und die Ueberzeugung in vielen geweckt, daß es der Mühe wert sei, an dieser Arbeit teilzunehmen.

Aber die Schule? Es ist ja eine berechtigte Sorge, der Schule möchte solche tägliche Nebenarbeit schaden. Man kann zwar auch gar zu pedantisch damit sein. Wenn manchen Kindern der Hunger aus



11. Vorzeigen der fertigen Ware.

den Augen schaut, wenn aus einzelnen Familien die Kinder thatsächlich ohne genügende, oft ohne jegliche Nahrung in die Schule kommen, so daß sie



12. Verpackung und Versandt.

durch Mangel an Ernährung ganz unleugbar am ordentlichen Lernen ge-



hindert sind, — wer wollte da sich nicht freuen, wenn ein regelmäßiger Verdienst ihnen zu reichlicherer Nahrung verhilft. Aber nicht allein das, — die Kinder sind ja nie gezwungen, eine bestimmte Stundenzahl in der Industrie zu arbeiten, so daß letztere nie eine Vernachlässigung der Schularbeiten verschulden kann. Setzt man sich aber für einzelne Fälle solcher Art regelmäßig mit dem Lehrer in Verbindung und behält man immer ein wachsameres Auge darauf, daß Schulaufgaben nicht vernachlässigt werden, so hat man im Gegenteil gerade mit dieser Arbeit ein so wirksames Hilfsmittel, den Lehrer zu unterstützen, in der Hand, wie man es sich gar nicht besser wünschen könnte. In der That hat denn auch jedesmal bei den wenigen Ausstößen solcher Art nach kürzester Frist der Lehrer selbst gebeten, dem Kinde die Industriearbeit nicht länger mehr zu entziehen, da er jetzt gar nichts mehr zu klagen habe. —

Eine Armenindustrie ist der Natur der Sache nach nicht dazu da, daß man sich bereichere. Aber sie muß dennoch kaufmännisch angelegt sein, mit richtig bemessenem Verkaufsgewinn. Es ist ein Unrecht gegen andere industrielle Thätigkeit, die Sache etwa so zu organisieren, daß man, auf jeden kaufmännischen Gewinn verzichtend, die Verkaufspreise drückt, um nur möglichst viele Ware gewiß los zu werden, und dadurch andern Geschäften den Handel unmöglich macht. Damit machen sich solche Bestrebungen mit Recht unbeliebt. Derartige Unternehmungen bestehen dann auch nicht lange. In vielen Gegenden sind die Armen selber sehr pessimistisch gegen alle solche Versuche, weil sie von früherer Zeit her wissen oder aus anderen Gegenden erfahren, daß dergleichen, kaum angefangen, bald wieder aufgehört hat. Da und dort hat auch schon eine Behörde die Hand geboten, eine derartige Unternehmung unter die Armen zu bringen, aber den geordneten Vertrieb überließ man mehr oder weniger dem Zufall; die Sache blieb auf ein paar barmherzige Abnehmer angewiesen, diesen blieb es überlassen, die Ware — etwa auch schlecht gefertigte Ware — an den Mann zu bringen; eine Weile geht das, aber bald haben sie die Sache satt und sie geht zu Grund. Darum muß sie von Anfang an geschäftsmäßig richtig angelegt sein. Ich habe mir dabei viele Mühe gegeben, ohne viel Unterweisung von anderer Seite, und es ist mir gottlob gelungen, die Sache in richtige Vertriebsbahnen zu leiten, zu sichern und solche größer emporzubringen. Daß darob manche Leute meinen, man ziehe seinen Nutzen daraus, daß etwa auch die Armen selber glauben, man werde dabei reich, und mehrfach hämische Urteile damit in Verbindung stehen, kann ja je und dann kränken

oder genieren, aber niemand sollte sich dadurch abhalten lassen, derlei Bestrebungen zu versuchen. So ist es nun einmal in der Welt, man muß grau und arbeitsmüde werden, bis man Anerkennung findet, aber das hat ja auch nichts zu sagen, man thut die Sache um eines anderen willen nicht um Lob oder Lohn, — wenn nur sonst etwas Gutes dabei herauskommt. Liebe und Dank der Armen läuft doch auch nebenher.

Je höher die Sache emporkommt, je mehr Betriebskosten sind erforderlich. Daher die Notwendigkeit eines regelmäßigen Geschäftsgewinns. Manchmal muß man ein halbes Jahr lang ohne nennenswerten Verkauf arbeiten lassen; eine erste Regel ist mir immer die: die Armen sollen, einmal zum Geschäft herangezogen, nicht nur zeitweise Arbeit haben, um dann wieder vierteljahrsweise oder länger um ihre Hoffnung betrogen zu sein, sondern sie müssen, wo irgend möglich, dauernd beschäftigt bleiben. Gebe Gott, daß das Werk nie stille stehe, sondern immerdar fortgehe wie bisher.

\*

\*

\*

Mehr und mehr wird für alle Industrie der Hauptgesichtspunkt der, Menschen zu beschäftigen, Arbeit und Lohn für die Tausende zu geben. Je mehr der Reichtum auf der einen, und das Gedränge des Lebens auf der andern Seite wächst, um so mehr wird alle Industrie gewissermaßen Armenbeschäftigung. Das ist nichts ärmliches, nichts beschämendes oder beklagenswertes, vielmehr ist es geeignet, das Gefühl einer ernststen Verpflichtung der Besitzenden und Machthabenden nur immer mehr zu vertiefen. In der That lassen ja auch viele Fabrikanten und Industrielle jene Sorge den herrschenden Grundsatz werden und der Staat thut auch das Seine, um den Arbeitgebern ihre Pflichten in erste Linie zu rücken.

Wenn es vom ersten Aufkommen der Großindustrie an möglich gewesen wäre, ihr gegenüber den Grundsatz geltend zu machen, daß sie nicht das Recht hat, ohne jegliche Garantie des Fortbestands einen Haufen Menschen in die Arbeit hereinanzuziehen, und dann auf einmal, je nach den im Welthandel eintretenden Veränderungen, sie wieder abzustößen ohne jegliche, auch nur auf gemessene Zeit fortgehende Unterhaltungsverpflichtung, so wäre viele soziale Not und Verlegenheit dem jetzigen Geschlecht erspart geblieben, — dem Arbeiter die oft bittere Not und damit vielleicht auch die grimme Verbitterung, den Gemeinden die Armenüberlastung, dem Staat die Bedrängnis fast unlösbarer



sozialer Fragen. Freilich, wenn die Großindustrie im Fall der Arbeiterentlassung eine mehr oder weniger lang fortgehende Unterhaltungsverpflichtung ihren Arbeitern gegenüber gesetzlich übernehmen müßte, so müßte die gewollte Herrenlosigkeit und fast uneingeschränkte Arbeitswahlfreiheit der Arbeiter auch ganz andere Grenzen bekommen, als z. B. die der nur vierzehntägigen Kündigungsfrist. Aber manches „ins Kraut geschossene“ Industriegewächs wäre, so eingeschränkt, wohl kleiner geblieben oder langsame zur Entwicklung gekommen, dafür jedoch vielleicht besser geraten, jedenfalls in innerlich gesünderen Bestand gekommen, und hätte dem Gemeinwesen nicht mit seiner unnatürlichen Entwicklung die Gefahr der Ueberhäufung mit Armenlasten gebracht. Warum sollen denn der Staat und die Gemeinde ihren Angestellten so ziemlich dauernde Anstellung zu geben die Pflicht haben, warum jeder Bauer seinen Knecht auf Zeit und Ziel zu dingen wenigstens noch die Gewohnheit haben, — die Industrie dagegen, mit ihren oft ungeheuren Gewinnen, soll die Arbeitermassen herziehen oder abschieben dürfen, wie es ihr beliebt, fast ohne weitere Kontrolle als die des eigenen Geldbeutels, der Gesellschaft zur Last und zur wachsenden Sorge? Daß die Arbeiterschaft dies wettmacht mit oft beispiellos rücksichtsloser Ausnützung ihres Kündigungsrechts oder gar mit förmlicher Treulosigkeit, entbindet uns der Pflicht nicht, die Ideale unablässig auf ihre Erfüllbarkeit anzuschauen. Es mag Sache kleiner Menschen und materieller Zeitrichtungen sein, von den Idealen mißgütlich zu reden oder es für „unerfahren“ und „unpraktisch“ zu erklären, daß von Idealen in solchen Dingen überhaupt noch geredet wird, — gottlob sind und bleiben doch die Ideale der Zustände die eigentlich treibende Kraft der menschlichen Verhältnisse und unser einzig menschenwürdiges Entwicklungsziel.

Von den verschiedensten Seiten und mit den verschiedensten Absichten wird heutzutage nach dem „Urchristentum“ gefragt, — oft mehr als nach dem Christentum. Mindestens „interessant“ ist es, wahrzunehmen, daß das Urchristentum ganz andere Eigentumsbegriffe hatte, als wir heutzutage. Und nicht so unpraktische, wie man oft meint, jedenfalls wesenhafte. Denn daß die Besitzenden vor Gott — oder sagen wir dafür etwa, wenn es uns lieber ist: „an und für sich“ — kein Recht, kein wirkliches „Recht“ haben, mehr zu besitzen als andere, — das wird wohl niemand läugnen, sonst wäre die Idee des Menschen und des Menschentums geläugnet. Darin sind doch wohl Christen und Heiden, Philosophen und gewöhnliche Menschenfinder alle mit einander einig. Daß

nun unsere Eigentumsbegriffe, unsere Eigentums„rechts“- und Erwerb-„rechts“begriffe gar zu weit von jenem „An und für sich“ abgekommen sind, mindestens durch den Selbsttrieb des Menschen getrübt worden, von dem Mammonismus der Zeit einigermaßen beeinflusst worden sind, sollte nicht geläugnet werden. Da lobe ich mir denn doch jenes „Urchristentum“. Sie hatten auch Besitz, sie haben auch, — was vielfach ganz falsch verstanden wird, — Besitz behalten, aber „niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären“, sondern je nach Bedürfnis stellten sie von dem Ihrigen zur Verfügung. Man sagt nun, das sei „zu ideal“ gewesen, das hätte nicht fortbestehen können und habe thatsächlich nicht fortbestanden. Ja und nein! Die Art und Form jenes Verschenkens konnte nicht, mußte aber auch nicht überall und nicht jederzeit geübt werden, dagegen als ewiges Gesetz blieb stehen, daß „die Besitzenden besitzen sollen, als besäßen sie nicht.“

Ins praktische Leben gegenwärtiger Zeit dies umsetzend dürften wir wohl sagen: Was ich habe, das habe ich zu Lehen von Gott. Es gehört mir wohl nach weltlich-rechtlichen Begriffen, „an und für sich“ aber ist es nicht mein, thatsächlich nicht. Es ist mir gegeben, daß ich es gebrauche, soviel ich es brauche für mich und die Meinen, — aber ganz ernstlich: es ist an und für sich nicht mein. Es ist mir nicht verwehrt, Besitz zu haben, zu gebrauchen, zu mehrern, — auch das „Urchristentum“ setzt dem Besitz keine unbedingte Grenze; es ist überhaupt nicht Gesetz oder Satzung, sondern Geist und Leben. Aber der Ueberfluß gegenüber dem Mangel, der Ueberfluß gegenüber der Armut, der Ueberfluß gegenüber der bitteren Not?! Hier handelt es sich nicht um Belieben und um Gnadenakte, sondern um Pflicht und heiligste Verpflichtung. Niemand darf dir das deine nehmen, du aber hast hierin Pflichten, sittliche Pflichten, ohne Wahl heilige Pflichten vor dir liegen!

Der Großindustrie ist für ihre Entwicklung und ihren Fortbestand, für ihre wachsenden Aufgaben — gerade auch zum Wohl anderer — das Großkapital zur Notwendigkeit und Lebensbedingung geworden. Großes Risiko macht großes Grund- und Betriebskapital nötig, — gerade auch um anderer willen. Aber warum können so wenig Reiche und Großgewordene sich zu dem Grundsatz erheben: Ich habe nicht mehr das Recht, mit Sammeln von Schätzen immer weiter und immer weiter zu machen. Ich bin versorgt, meine Kinder sind versorgt, mein Lebenswerk ist der Hauptsache nach vollbracht, mein Geschäft steht und ist



fundiert, — ein Reicher, kann ich leben als ein Reicher, ein Großer als ein Großer, aber ich muß künftig allen Ueberfluß, nicht bloß vom Ueberfluß etwas oder viel, sondern ernstlich allen Ueberfluß, alles über eigenen, wenn auch reichlich bemessenen Bedarf hinaus jährlich Einkommende für das gemeine Wohl, für wohlthätige Organisationen, für die sozialen Nöten und für die Armen verwenden, — und es steht das nicht in meinem Belieben, sondern es ist meine sittliche Pflicht. Niemand kann mir's abtrogen und abverlangen, ich aber muß es thun! Sonst mögen mich wohl andere für einen Ehrenmann halten, aber es giebt einen Freund der Armen und der Kranken, vor dem gelte ich rein nichts, rein nichts, wenn ich, ein Großer, die weltbürgerlichen Anschauungen über Besitz und Eigentum klein festhalte und meine erhabenste Pflicht, meine allergrößte Berufs- und Lebenspflicht verkenne!

Gewiß will der ewige Lenker der Geschicke aller Völker uns für eine neue Zeit vorbereiten und sein Wille ist es nicht, daß diese durch Blut und Brand hindurch geboren werde. Aber sie soll kommen und mehr „Freiheit“, mehr „Gleichheit“, mehr „Brüderlichkeit“ bringen, als wir jetzt sehen und ahnen. Erschrecken wir hoffentlich nicht über diesen drei Worten, es sind goldene Worte. Es geht uns hier rein gar nichts an, daß die französische Revolution diese drei Worte verzerrt und geschändet hat. Selbst aus der Flammenschrift der Revolution heraus leuchten uns diese drei goldenen Worte als eine heilige Verpflichtung von dem Vater aller Menschen, als eine große Weissagung besserer Zeiten, als die allerschönste Verheißung für das Menschengeschlecht, die noch wahr werden muß und noch wahr werden wird.



### III.

**D**ie Krankenpflege auf dem Lande ist auch eine „soziale Frage“, wenn auch eine von den geringer geachteten. Meist stehen die in der Stadt empfundenen Bedürfnisse im Vordergrund für die öffentliche Besprechung; die Verhältnisse des Landvolks werden weniger berücksichtigt.

Für die ganze Gesetzgebung sind in hundert Einzelheiten in erster Linie immer städtische, besonders großstädtische Verhältnisse maßgebend; sie bilden den Ausgangspunkt und den Anschauungsuntergrund, sie geben die ausschlaggebenden Gesichtspunkte ab. So ist es bei den großen gesetzgeberischen Fragen, so ist es auch bei den kleineren Fragen des öffentlichen Lebens. Es mag ja wohl ganz in der Natur der Sache liegen, daß die öffentliche Meinung in erster Linie immer die städtischen, besonders die großstädtischen Verhältnisse ins Auge faßt, aber die Interessen der Landbewohner scheinen doch oft darunter zu leiden. Man klagt vielfach über mangelnden Patriotismus des Landvolks; der Bauer dagegen hat die Empfindung, daß der Staat und die Gesellschaft eine Berücksichtigung der bäuerlichen Verhältnisse sich kein besonderes Anliegen sein lassen.

Jedoch nicht nur bei Fragen des öffentlichen Lebens, sondern auch bei denen der öffentlichen Wohlthätigkeit, selbst auf dem Gebiet der barmherzigen Liebesthätigkeit, auch bei den Werken der „Inneren Mission“, — auch hier sind unleugbar viel zu sehr die städtischen Verhältnisse einseitig ausschlaggebend. Man könnte ein ganzes Buch über die Innere Mission unter dem Gesichtswinkel schreiben, wie wohl einestheils die städtischen und großstädtischen Verhältnisse den heilsamen Anstoß gegeben haben für wichtige Unternehmungen und wertvolle Organisationen, wie aber andererseits eben dieser Entstehungsgrund — der Sache oft eine ganz begrenzte, nur für städtische Verhältnisse passende, etwas einförmige Richtung gegeben hat und so etwas zum Wesen nicht notwendig gehörendes, die Idee beengendes, schablonenhaftes in die ganze Sache hineingebracht hat, was



dann die betreffende Einrichtung für einfachere und besonders für ländliche Verhältnisse nicht mehr recht anwendbar erscheinen läßt, während doch die Sache selber für alle und allerlei Verhältnisse Wert hätte und anwendbar sein sollte. So ist es z. B. lange Zeit mit der Sache der „Jünglingsvereine“ gegangen und dasselbe ließe sich sogar an der Entwicklung der „Rettungshäuser“ nachweisen. Erst wieder durch Rückkehr aus der Schablone heraus und durch Neuerfassen der Idee selber gelingt es dann, die betreffende Bestrebung für alle und allerlei Verhältnisse verwendbar zu machen.

Es wird nicht geleugnet werden können, daß auch die geordnete Krankenpflege durch geschulte Krankenschwestern noch viel zu wenig für die einfacheren, ländlichen Verhältnisse verwendbar gemacht ist. Es liegt das wieder in der natürlichen Entwicklung menschlicher Verhältnisse und soll nicht als Tadel ausgesprochen werden, aber ein Mangel ist es doch. Wir können uns nicht verhehlen, daß nach der ursprünglichen christlichen Idee die Krankenfürsorge doch vor allem dem einfachen Volk und den Armen im Volk zu gut kommen sollte, — nicht in erster Linie den gebildeten Klassen und nur den Städtern. Die Geschichte dieser Liebesthätigkeit aber beweist, daß sowohl in der katholischen Kirche von den barmherzigen Schwestern, als in der evangelischen Kirche von den Diaconissen doch fast nur die Städte und die gebildeten Kreise den hauptsächlichlichen Nutzen haben, während das einfache Volk meist nur durch die dazugekommene Einrichtung von „Armenstationen“ etwas zu genießen hat, und dies wieder nur in Städten. Es muß ja anerkannt werden, daß bei dem immer wachsenden Verlangen nach Krankenschwestern, welchem gegenüber die Zahl der neueintretenden Schwestern leider durchaus nicht gleichen Schritt hält, es schwer wird, die ganze Sache aus dem „Städtedienst“, daß ich so sage, herauszubringen und auch dem Landvolk dienstbar zu machen. Aber geschehen muß das doch und unser Volk ist es wert, daß wir ihm das erzeugen.

\*

\*

\*

Es ist eine schöne Sache um das, wie die Landleute in Krankheitsfällen sich gegenseitig beistehen, wie sie sich einander zur Hilfe anbieten für Nachtwachen und dabei einen Grad von aufopfernder Nächstenliebe zeigen, an dem man etwas lernen kann. Doch zeigt die Krankenpflege auf dem Lande auch große Mängel. Wie manche Zeit des Jahres müssen die Kranken auch in einem wohlhabenden Haus tagsüber sich mit dem Alleräußersten behelfen. In den ruhigeren Zeiten des Jahres geht

es ja wohl noch; wenn aber die Arbeit auf dem Felde drängt, wird es denn doch oft recht schlimm und manchem gewissenhaften Sohn, mancher treuen Tochter, thut es von Herzen leid, wenn sie den alten Vater oder die kranke Mutter allein zu Hause liegen lassen müssen; aber es geht nicht anders, alles muß hinaus aufs Feld, man schließt das Haus auf drei und vier Stunden und muß den Kranken allein lassen. Diese wissen es auch selbst nicht anders und sind geduldig, aber schmerzlich ist es doch. Oder man stellt ein Kind ans Krankenbett, das von Krankenpflege ja nicht viel weiß, und das ist dann alles. Dazu kommt vielfach noch die Unwissenheit über die ersten Regeln der Krankenpflege, — Lüftung, Reinigung, Speise und Trank u. s. w. betreffend, — und niemand hat die Autorität, hier einzugreifen. Es ist Thatsache, daß viele Ärzte ihre Landpraxis ganz anders gestalten, vielfach auch ihre einzelnen Vorschriften ganz anders geben müssen, als sie es thun würden, wenn sie wüßten, daß alles auch richtig befolgt wird, was sie anordnen. Für bessere Krankenpflege auf dem Lande ist also noch viel zu thun.

Aus dieser Überzeugung heraus hat das vor 8 Jahren begründete Mutterhaus in Schwäbisch Hall es sich zum Grundsatz gemacht, seine Schwestern nicht sowohl für Spitalpflege, als vielmehr für Gemeindefrankenpflege, und nicht nur für städtische Verhältnisse, sondern ganz besonders auch für Landgemeinden auszubilden. Viele Spitäler fragen um Hilfe bei uns an, und es mag als Einseitigkeit erscheinen, daß wir alle Fragen nach Übernahme von „Spitalpflege“ stets verneinend beantworten; aber wir brauchen diese Einseitigkeit, um zur „Gemeindefrankenpflege“, zur Gemeindefrankenpflege für Stadt und Land, und zwar für ländliche Verhältnisse ebenfogut als für städtische, zu kommen. Auch „Privatfrankenpflege“, von einzelnen Familien und für besondere Krankheitsfälle erbeten, übernehmen wir immer nur mit einem Teil unserer Schwestern während der Lernzeit derselben. Die Hauptsache bleibt uns die Bestrebung, auch in ganz kleine Städte, ganz besonders aber in Landgemeinden, die Schwestern fest zu „stationieren“.

Als wir damit begannen, glaubte kein Mensch, daß wir hier einem wirklichen Bedürfnisse dienen; „die Leute wollen es ja gar nicht,“ hieß es fast allgemein. Es giebt aber viele Bedürfnisse, welche wirklich vorhanden, reichlich vorhanden sind, — sie sind nur noch nicht als solche erkannt, oder nicht jedermann offenbar. Seitdem ist das denn auch ganz anders geworden; jetzt fragen alljährlich eine Reihe Landgemeinden darum an, auch eine Krankenschwester zu bekommen, und wir haben nun nur



noch die eine Sorge, nicht rasch genug die stets wachsenden Bedürfnisse so vieler Landgemeinden befriedigen zu können!

Wie wertvoll diese Einrichtung für unser Volksleben werden kann, zeigt vielleicht am besten eine Schilderung, die einer der Geistlichen giebt, in deren Gemeinden wir solche Stationen errichtet haben. Derselbe beschreibt sie in unserem letzten (5. und 6.) Jahresbericht, und wer unser Volk lieb hat, der wird es nicht zu gering finden, wenn wir ihn hiemit in die ganz einfachen Verhältnisse einer ländlichen Gemeinde hineinschauen lassen. Es heißt dort:

„Morgen kommt die Schwester!“ „Morgen kommt die Schwester aus Hall,“ so hieß es eines Tages in meiner Gemeinde, in der die Gründung einer Station schon längere Zeit beschlossene Sache war. Nun kommt sie, nun wird es ernst. Die Nachricht „sie kommt!“ findet — offen gesagt — nicht bei jedermann freundliche Aufnahme. Mit wenig Ausnahmen stößt ja alles Neue, und wäre es das Beste, auf Mißtrauen und Widerspruch. So fürchten die einen, das sei „eine pietistische Sache“, damit werde bloß der „Kopfhängerei“ Vorschub geleistet; die andern sagen: „Wozu denn eine Schwester? Wen soll sie denn pflegen? es sind ja gar keine Kranken da, — die wird viel Feiertage haben.“ Wieder andere haben nichts gegen die Errichtung einer Gemeindestation einzuwenden, das sei recht und gut, aber — meinte z. B. eine Frau, sie lasse die Schwester nicht an ihren Leib, und eine andere: in ihr Haus komme sie nicht, sie habe ja ihre Töchter, die seien ihr eine gute Stütze.

Wieder andere können nimmermehr an die „Unentgeltlichkeit“ glauben. Selbst nicht ganz frei vom Hunger nach Gold, sind sie der Überzeugung: „Das Zahlen kommt nach.“ Zuerst schmuggelt man die Schwester herein — so denken sie sich die Sache — unter dem Vorgeben, es koste nichts; sei sie dann aber einmal da und habe ihre Arbeit bei einzelnen Kranken begonnen, dann werde doch bald eine Rechnung für solche hinten nachkommen. Und doch ist gerade der Grundsatz der „Unentgeltlichkeit der Krankenpflege“, welchen das Haller Mutterhaus durchführt, die schönste und wichtigste, ja unentbehrliche Grundlage seiner Gemeindegemeinschaft. Es ist ja natürlich sehr wichtig, daß mehr und mehr freiwillige Monatsammlungen für das Mutterhaus eingerichtet werden, überhaupt immer mehr Mittel ihm zufließen, denn das Haller Mutterhaus errichtet und unterhält ja seine Stationen selbst, und wie sollte es das sonst thun können? Aber den Kranken und ihren Familien im einzelnen Fall darf keinerlei Pflegeentschädigung abgefordert werden.

„Warum sollten auch nicht lieber die Gesunden für die Kranken, — glückliche Häuser für ein jetzt durch Krankheit heimgesuchtes, mit ihren freiwilligen Liebesgaben eintreten? So gerade bürgert sich diese Arbeit auch nur um so leichter in allerlei Gemeinden ein und fehlt es um so weniger an der nötigen Unterstützung für das wohlthätige Werk,“ sagt der dritte und vierte Jahresbericht des Haller Mutterhauses.

Doch bange machen gilt nicht. Über Nacht sind schon oft die Meinungen und Anschauungen ganz andere geworden. Also die Schwester kommt. Der Schreiner hat den Hausrat fertig, der Maurer hat das Weisnen von Zimmer und Küche besorgt und was an Haus- und Küchengeräten für die Station nötig war, ist alles angeschafft und jetzt eben wird die Stationsaussteuer vom Wagen abgeladen. Neugierig stehen die Kinder um den Wagen herum und sehen, was da werden soll. Aber auch die Erwachsenen kommen auf ihrem Gang nach Hause oder zur Arbeit nicht so rasch vorbei. Alles wird mit prüfenden Blicken von den Frauen gemustert und sachverständig giebt eine der andern ihr Urtheil ab, das Beifall findet.

Die Einrichtung ist bald beendet. Die Schwester hat eine recht hübsche, gemüthliche Wohnung: zwei Zimmer, Küche und Anteil an der Bühne. Vieles erinnert sie an das Mutterhaus in Hall, das sie soeben mit gemischten Gefühlen verlassen hat, um nun draußen eine neue Thätigkeit zu beginnen. Wohnen ist gut hier, aber ob es auch zu arbeiten giebt? Angst ist ihr auf die Pflege, angst auch den Kranken, zu denen sie kommen soll, und die es dem Pfarrer zuliebe, der es ihnen „zugemutet“, versprochen hatten. Wie wird's gehen? Wie wird sie die Kranken behandeln? Wird man sich auch gegenseitig verstehen? Das waren die Fragen, die die Herzen der Kranken bewegten. Gut geht's, über Erwarten gut, und zwar vor allem in ihrer hauptsächlichsten Arbeit, in der

### Krankenpflege.

In wenigen Tagen hat sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen der Schwester und den Kranken gebildet. Wo man sich auf ihr Kommen gefürchtet, da freut man sich, bis sie wieder ins Zimmer eintritt!

In einem Hause durfte sie der kranken Frau zuerst nur das Haar machen. Andere Hülfeleistungen wurden dankend abgelehnt. Jetzt ist das Eis gebrochen. Sie kehrt die Stube, macht das Bett, hilft bei der Wäsche, — die freundliche Art, der leutselige tröstende Zuspruch hat der Schwester Herz und Haus geöffnet.



Dort ein anderes Haus. Eine alte Kranke liegt darin, krank nicht bloß am Körper, krank auch am Herzen, verbittert, zerfallen mit Gott und der Welt. Der Arzt hat die Schwester zur Pflege gebeten, aber die Kranke will nichts davon wissen. Kann sie der Schwester auch den Eintritt nicht verwehren, unartig und grob wenigstens will sie sein und sie bringt's auch fertig. Wie die Schwester kommt, dreht sie sich gegen die Wand, kehrt ihr den Rücken und giebt ihr keine Antwort auf ihre Fragen. Am zweiten Tag ist es auch nicht anders. Am dritten aber fängt sie doch an, mehr zu sprechen, wenn sie die Schwester auch noch keines Blickes würdigt. Aber schon nach einigen Wochen ist die Schwester ein willkommener Gast und darf viel Liebe von der Kranken erfahren. Haß und Erbitterung mußten der Gewalt der Liebe unterliegen, wie des Winters Frost und Erstarrung des Frühlings Sonne und Wärme muß.

Dort ist noch ein anderes Haus. Schon lange liegt ein schwer Krankes darin. Die Leute in der Gemeinde fragen sich: Kommt dort die Schwester nicht hin? Nein, denn es soll kein Fremdes seinen Fuß über die Schwelle setzen. So wollen es die Leute drinnen. Thörichte, arme Leute! — Wer keine Liebe empfangen will, wird auch keine geben können. Und was ist ein Leben ohne Liebe? Endlich wird aber doch die Schwester verlangt, nur einmal im Tag, dann zweimal, zuletzt noch öfter. Und wie es zum Sterben geht, da wäre es der Kranken sogar am liebsten gewesen, wenn niemand anders als die Schwester ihre Leiche besorgt hätte.

Besonders zutraulich sind auch die Kinder zur Schwester. Sie wollen sie nicht bloß grüßen auf der Straße, sondern auch von ihr gepflegt sein. Ein kleiner drei- bis vierjähriger Knabe hat eine Wunde am Fuß. Die Mutter will den Fuß wie früher verbinden, aber nein! Der Kleine verlangt die Schwester, von ihr will er verbunden sein! Und so klein die Wunde, er ruht nicht, bis die Schwester kommt und täglich seinen Fuß kunstgerecht verbindet, bis er wieder heil ist.

Ähnlich ging es ein andermal mit einem Mädchen. Die Schwester kam in ein Haus, in welchem ein kleines Kind krank war. Ein größeres hatte einen ziemlich starken Ausschlag im Gesicht. Während nun einmal die Mutter sehr beschäftigt war und das Mädchen in die Schule eilte, sagte die Schwester: „Komm her, ich wasch dich geschwind.“ Als die Mutter dann dazu kam, meinte die Kleine: „Mutter, morgen soll mich die Schwester wieder waschen, bei der thut's gar nicht so weh, wie bei

dir." Und fortan durfte die Schwester der vielbeschäftigten Frau diese Arbeit abnehmen, bis der Ausschlag geheilt war.

Aber nicht bloß Kindern und Frauen kommt in Krankheitsfällen die Schwester zu gute, auch die Männer lernen sie schätzen. Da leben in einer Gemeinde Vater, Sohn und Schwiegertochter friedlich beisammen. Letztere führt das Hauswesen, während die beiden ersteren draußen auf dem Felde arbeiten. Plötzlich erkrankte die junge Frau in der Heuernte, gerade zur ungeschicktesten Zeit. Was thun? Die Männer können die Kranke nicht pflegen. Das Geschäft drängt zu sehr. Nun holt man nur die Schwester zur Pflege. Und da es in jenen Tagen gerade für sie sonst in der Gemeinde nicht besonders viel zu thun gab, konnte die Schwester diesmal ihre ganze Kraft dem Hause widmen. Morgens ging sie dorthin, versorgte die Kranke, richtete die Betten, ordnete die Zimmer, besprach mit der kranken Frau den Speisezettel. Bis die Männer nach Hause kamen, fanden sie dann den Tisch gedeckt und das Essen bereit, so daß sie in keinerlei Weise in ihrer Beschäftigung aufgehalten waren. So dauerte es 8—10 Tage. Alles ging seinen Gang ruhig dahin, dank der Hilfe der Schwester, die vor keiner Arbeit zurückschreckte, sondern überall im Haus Hand anlegte.

Freilich soll die Arbeit der Schwester in erster Linie den Kranken zugute kommen. Was die Angehörigen des Kranken, weil sie nicht gewöhnt sind zu pflegen, nicht können, das soll die Diakonisse besorgen, — dort eine Wunde verbinden, hier ein Öl oder eine Salbe an einer schmerzhaften Stelle einreiben, wieder irgend wo anders Tropfen ins Auge träufeln u. dgl. mehr, — immer wie es der Arzt vorgegeschrieben hat. Und dafür sind nicht bloß die Kranken, sondern oft auch die Gesunden dankbar, denen diese oder jene Arbeit bei Kranken ängstlich schwerfällt.

So war in einer meiner Gemeinden eine kranke Frau. Schon lange lag sie da, mit Schmerzen beladen. Die Andern hatten ihre Pflicht gethan; aber sie unzubetten waren sie nicht im stande, und so blieb die Arme oft tagelang liegen, bis ihr Bett wieder gemacht wurde. Da kam die Schwester, und nun war geholfen. Denn mit ihrer Hilfe ging das Umbetten leichter und schmerzloser vorüber, und oft sagte die Kranke zur Diakonisse, sie könnte es kaum erwarten, bis sie wieder zu ihr komme.

Aber neben der eigentlichen Krankenpflege ist oft auch die Unterstützung in häuslichen Arbeiten wohl angebracht und eine gegenwärtige und dankbar aufgenommene Thätigkeit. Wie wohl thut es einer



älteren Frau, wenn sie die Last der Arbeit, die ihr durch die Krankheit ihrer Tochter oder Schwiegertochter zugefallen, zum Teil auf die jüngeren und kräftigeren Schultern der Schwester abladen darf. So übergab einmal eine Frau der Schwester eine hübsche Summe für das Mutterhaus in dankbarer Anerkennung dessen, was sie „nicht bloß der Kranken, sondern ihr, der Gesunden,“ gethan habe.

Oder wie dankbar ist eine Frau, wenn sie im Frühjahr oder Sommer, wo Zeit zur Arbeit mehr als Geld ist, nicht ans Bett ihres Kindes gebunden ist, sondern mit den andern Angehörigen ruhig hinausgehen kann zur Arbeit aufs Feld, da sie ja ihren Liebling gut versorgt und gepflegt weiß.

Der schönen Sitte unseres Volkes, den Nachbarn und Verwandten in Tagen der Krankheit mit Rat und That beizuspringen, geschieht durch das Wirken der Gemeindefchwester kein Abbruch. Solcher Freundlichkeit und Liebesthätigkeit der andern bleibt noch Raum genug; giebt es doch manche Arbeit in Stall und Scheune, die die Schwester nicht übernehmen kann. So ist es ja auch klar, daß die Gemeindefchwester mit ihrer Arbeit und ihrem Vorbild, ihren Kenntnissen und ihrer Autorität, in den Familien der Kranken viel Gutes wirken und viele Anleitung geben kann. Die Gemeindefchwester soll überhaupt den durch Krankheitsnot betroffenen Familien ihre von Gott ihnen auferlegten Pflichten durchaus nicht etwa bequem abnehmen, sondern sie nur darin wohlthuend und helfend unterstützen, und auch die Beihilfe der Nachbarschaft, z. B. in Nachtwachen, in gleichem Sinn verwerten.

Bei ansteckenden Krankheiten aber findet jene gegenseitige Aushilfe vielfach ihre berechnete oder doch begreifliche Grenze. In Fällen, wo niemand mehr wagt, ein von der Seuche heimgesuchtes Haus zu betreten, muß auch der schärfste Gegner der Gemeindefrankenpflege erkennen, welch eine Wohlthat es ist, eine Schwester im Orte zu haben, umsomehr, da das Mutterhaus in Hall, wenn eine Schwester nicht ausreicht, vorübergehend auch noch mehr Kräfte zur Verfügung stellt, damit keines ohne Pflege bleibt. Gewiß ist in solcher Not in jeder Gemeinde, wo eine Schwester stationiert ist, auch von solchen nach ihr geschickt worden, die anfangs über ihr Kommen unzufrieden waren oder sich rühmten, ihrer Hilfe nie zu bedürfen.

Aber hat denn, zumal in kleineren Gemeinden, eine Schwester immer Arbeit genug? Gewiß eine, wenn auch geringere Beschäftigung ist immer vorhanden. Hat sich in einer Gemeinde die Einrichtung einmal

eingelebt, dann wird nie ein völliger Stillstand eintreten. Tritt aber je und je eine Pause ein, so ist das zur Erholung und körperlichen und geistigen Ausspannung jeder Schwester herzlich zu gönnen. Denn alle Tage nur mit Kranken und oft recht ungedulbigen und mürrischen umzugehen, ist eine aufregende und anstrengende Thätigkeit. Aber auch in ruhigen Zeiten hat sie Arbeit, die

### Armenpflege.

Auch ihr soll sich die Schwester widmen. Lautet doch der erste Paragraph der Gemeinde diakonie-Ordnungen: „Der Arbeitskreis der Diakonisse ist Kranken- und Armenpflege.“ Und wahrlich, die Armen, einst die „Schätze der Kirche“, dürften in gar manchen Gemeinden mehr Beachtung und Liebe finden. Die Schwester besucht nun die Armen, geht in ihre Häuser, sieht nach, wo es fehlt, und hilft raten und thaten. Dadurch ist schon der örtlichen Armenpflege mancher Dienst geleistet. Manchem Armen würde man ja gerne etwas geben, aber was nützt ihm, was ist angebracht? Oder hält das andere Bedenken zurück, ob er es nicht verschwenden und verschleudern werde? Statt ihm selbst, kann man nun die Gabe der Schwester geben, oder doch die Verwendung mit ihr besprechen.

Nur zu oft geht mit der Armut auch Unordnung, Ungleichgiltigkeit, „Schlampererei“, Hand in Hand. Soll der Not gesteuert werden, so müssen diese Feinde zuerst verdrängt werden. Aber wie selten gelingt es, einen auf diese Weise heruntergekommenen Armen wieder in die Höhe zu heben? Es fehlt schon der Mut, anzufangen, wie die Thatkraft, fortzufahren. Da kann die Schwester zur Retterin werden, wenn sie der Hausfrau einmal tüchtig unter die Arme greift, die zerrissenen Kleider einigemal flickt und ausbessert, die Zimmer einer gründlichen Reinigung unterzieht. Stößt sie auch anfangs auf Widerspruch, bekommt vielleicht sogar unschöne Worte zu hören, — zuletzt ist es den Bewohnern einer so schmutzigen Stube doch auch wohler, wenn jetzt alles sie freundlich anschaut und Ordnung herrscht, — und mit der Zeit thut's die Frau am Ende auch selber, ohne Hilfe der Schwester.

Jedenfalls aber fassen die Armen auf diese Weise ein Herz zu der Schwester, so daß sie in einem Krankheitsfalle auch zu ihr schicken und nicht ferne bleiben, als wäre sie nur für die Reichen und nicht für die Armen in der Gemeinde da.

Auch noch eine andere Thätigkeit soll nicht unerwähnt bleiben, eine Thätigkeit, deren segensreiche Früchte nicht so in die Augen fallen, die



aber trotzdem nicht zu verachten ist: die Thätigkeit der Schwester im Jungfrauenvereine.

Ganz von selbst wird sich um die Schwester ein Kreis von Mädchen schaaren, die den Wunsch haben, mit der Schwester öfter zu verkehren. Die einen hat sie vielleicht gepflegt, die andern durch Hausbesuche kennen gelernt. Nun giebt die Dankbarkeit für die Hilfe willkommenen Anlaß zu einem Besuch oder zu einem gemeinsamen Spaziergang an einem Sonntag Nachmittag. Und dabei bleibt es nicht. Allmählich kommt es zu regelmäßigen Zusammenkünften im Zimmer der Schwester oder in einem anderen passenden Lokal. Da werden hübsche Bücher gelesen, bekannte Lieder gemeinsam gesungen, auch neue eingeübt. Und kommt Weihnachten daher, so hat die Schwester schon eine kleine Feier veranstaltet und einen Weihnachtsbaum geschmückt, die Mädchen singen fröhlich ihre Lieder und manches hat noch nie ein schöneres Weihnachten erlebt.

Durch solche Unterhaltung an den Sonntagabenden werden die Mädchen vor manchen schlechten Einflüssen bewahrt. Zugleich werden auch falsche Vorurteile über den Schwesternberuf zerstreut, und manches Mädchen wird so für diese Arbeit gewonnen.

\*

\*

\*

Die ständig stationierte Gemeindefrankenschwester, welche so den Liebesdienst an Kranken und Armen zu versehen hat und eine Wohltäterin unseres Volks in mannigfacher Weise werden kann, steht nach kirchlicher Wohlordnung unter der unmittelbaren Leitung und besonderen Aufsicht des Ortsgeistlichen als ihres naturgemäßen Vorgesetzten, wodurch der Zusammenhang mit dem Mutterhaus nicht abgebrochen, wohl aber in das richtige Verhältnis zu der Landeskirche und ihren Geistlichen gebracht ist. Der Geistliche soll sie auch gegen unbillige Anforderungen, wie Arbeitsüberbürdung, zu viele Nachtwachen u. dgl. schützen.

Sie ist, wie es weiter in den „Ordnungen des Mutterhauses, die Gemeinbediakonie betreffend,“ heißt, „von Haus aus verpflichtet, die allgemeinen ärztlichen Vorschriften wie die besonderen Anordnungen des Arztes genau zu beobachten, nötigenfalls auch ihre Dienste in einem Hause davon abhängig zu machen, ob solchen Weisungen gemäß mit dem Kranken verfahren wird.“ „Selbstverständlich können die Ärzte die Gemeindefrankenschwester für ihre Praxis in Anspruch nehmen und mögen sich hierüber eintretenden Falls mit dem die Gemeinbediakonie leitenden Geistlichen ins Benehmen setzen.“

Auf solche Weise ist der Krankenschwester ihr natürlicher Wirkungs-

freis angewiesen und ebensowohl gewissenhaft begrenzt, als andererseits auch gewahrt, indem der Wohlordnung des Lebens allseitig gebührende Rechnung getragen ist.

In der That, es kann keinen lieblicheren Beruf geben als den einer **Gemeindefrankenschwester**. Da wohnt sie in ihrem eigenen Gedinge, zwei gemüthliche Stübchen und alles Zugehörige wird vom Mutterhaus eingerichtet, reinlich und pünktlich bekommt jede ihre Stationsaussteuer mit. Es kann jedem Mädchen und der Tochter jeden Standes in der That wohl sein in solchem Heim und in so schöner, ein schlichtes weibliches Gemüth vollauf befriedigender Arbeit. Am Pfarrhaus hat die Gemeindefschwester die naturgemäße Anlehnung und kann so vielfach auch die Liebesthätigkeit, welche vom Pfarrhaus ausgeht, für die Gemeinde vermitteln helfen. Armen und Kranken um Jesu Christi willen und zur Ehre Gottes zu dienen ist eine Lust, wenn das Herz richtig steht. Wohl giebt es da und dort äußere wie innere Schwierigkeiten des Berufslebens zu überwinden, aber schon das, daß die „Gemeindefschwester“ (im Unterschied von der in der Privatpflege arbeitenden) in der eigenen Wohnung schläft, wohnt und ißt\* und von dort aus ihres Berufes wartet, giebt ihr selbst und ihrem Beruf eine Selbständigkeit, die viele Schwierigkeiten leichter überwinden läßt.

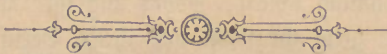
Damit, daß von den Kranken und ihren Familien keinerlei Pflégeentschädigung und unter keinerlei Form erhoben wird, sieht auch die Gemeindefschwester in ihrer Arbeit um so viel freier da; sie kann Arme und Reiche völlig gleich bedienen, so daß ihr Dienst, der ja nach Christlicher Ordnung in erster Linie ein Dienst für die Bedürftigeren ist, im Gemeindeleben ein um so gesegneterer werden wird.

Wir sollten meinen, daß viel mehr Töchter aller Stände willens werden könnten, wenigstens für einige Jahre diesen segensreichen Beruf sich zu erwählen. Wir wissen uns hier frei von allem und jedem Säkungszwang; es sind solche genau so gut ächte und rechte Krankenschwestern, wie andere, welche auf Zeit ihres Lebens in diesem Beruf bleiben wollen. Jedenfalls wäre es in unserer gegenwärtigen Zeit besonders viel wert, wenn das Volk es mehr zu spüren bekäme, daß besser Stehende es nicht etwa bloß für eine „fromme Passion“, sondern für eine wirkliche Pflicht erkennen, sich unseres Volkes in

\* Sie bereitet ihr Mittagessen nicht selbst, sondern es wird ein Kostvertrag für sie abgeschlossen, damit sie stets ungestört ihrem Beruf nachgehen kann.



seinen verschiedenen Nöten eifrig und treu anzunehmen. Wie viele Gemüther könnten ihr Glück darin finden, statt in öder Tändelei halb unterzugehen, und welch hohen Wert hätte für hoch und nieder eine in Arbeit gesuchte und gesunde innigere gegenseitige Berührung der verschiedenen Stände! Eine Versöhnung der vielfach schroff gewordenen Gegensätze geschieht nicht durch Wort und Schrift, sondern einzig nur durch That und Arbeit. Solche auf allen möglichen Lebensgebieten anzustreben, ist eine der wichtigen Aufgaben unserer Zeit, wertvoll und entscheidungsvoll für die ganze Zukunft unseres Volkslebens.



Druck des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart.

XIV 4

Soeben ist in unserem Verlage erschienen:



# Was ist es

mit dem

## tausendjährigen

# Reich?

Motto: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ 1. Cor. 15, 57.

Von

**Hermann Haulhaber,**  
Pfarrer.

Der Verfasser stellt, in Form des Zwiegesprächs auf alle Wenn und Aber, welche sich in den Weg stellen mögen, selber aufmerksam machend, das hohe Ideal eines zukünftigen allgemeinen Friedensreiches für alle Menschen und alle Völker in seiner ganzen Größe hin. — Die **neutestamentliche** Lehre von dieser Hoffnung wird klar gestellt, indem für die Wiederkunft Christi und die erwartete Zeit derselben zwischen „apostolischem Glauben“ und „Glaubensvorstellung der Apostel“ (im Sinne von 1. Kor. 7, 26) psychologisch fein und gründlich unterschieden wird. Das eigentliche „Warten auf den Herrn“, sagt der Verfasser, hat ohne diese Hoffnung gar keinen rechten Inhalt und hat sich auch immer nur so lange gehalten, als diese Hoffnung festgehalten wurde, — deren biblische Berechtigung und praktischer Wert unparteiisch anerkannt werden sollte, denn heute noch vermag sie mit ihrer großartigen Weltanschauung und Geschichtsanschauung den wahren „Optimismus“ eines schaffensfreudigen Glaubens ganz einzigartig zu fördern. Mit diesem glaubensmutigen „**Reichgottespatriotismus**“, welcher wie geschaffen ist für unsere Zeit mit ihrer Hoffnungslosigkeit auf der einen und mit ihren falschen Hoffnungen auf der andern Seite, sollten die Christen als die wahren Patrioten, wenn auch etwa für Schwärmer gehalten, doch immer treu, ausdauernd und hoffnungsfreudig diese schönsten und größten Ideale des Volkslebens und des Völkerlebens durch die „Tage der geringen Dinge“ befruchtend hindurchtragen bis auf die Zeit der Erfüllung.

Preis 60 Pfennig.



